

Jörn Lies

Wildheit als Weg

Über die Unerledigtheit von Wildnis

Theoretische Diplomarbeit an der HGB Leipzig

Betreuer: Prof. Christoph Türcke

Klassenleiter: Prof. Helfried Strauß

Abgabetermin: 30.04. 2005

Matrikel-Nr. 1 56 41
12 Fachsemester

Tel.: 0160 · 45 40 935
info@joernlies.com
www.joernlies.com

Der zivilisierte Mensch ist ein erfahrener, vernünftiger Wilder.

Thoreau



*We know tracking. This is what we are born to do.
We walk with the sand, and we read the animal's stories.*

*Tracking is like dancing, because your body is happy.
It tells you hunting will be good. You feel it in the dance.
When you do this you are talking with God.*

!Nquate Xqamxebe, San

Inhalt

Einführung	8
Teil I Die „indianische“ Wildnis	
1. Eine Einführung in meine Welt der Wildnis	10
2. Stalking Wolf, Tom Brown und die Figur des Scouts	11
3. Ein Jahr bei Tamarack	18
Teil II Die Wildnis aus der Sicht der Zivilisation	
4. Zu Rousseaus Begriff des <i>Edlen Wilden</i>	24
5. Zu Thoreau	27
6. Zur Dualität von Paradies und Wildnis	29
7. Wildnis – Eine Annäherung	31
Teil III Die Idee einer Symbiose von Wildnis und Zivilisation	
8. Eine kurze Geschichte des Menschen als wildem Tier	36
9. Wildnispädagogik	43
10. Meine Arbeit als Künstler	47
Nachwort	51
Literaturnachweise	53

Einführung

Erwähnt man heute seinen persönlichen Glauben an die Wildnis, wird man von den meisten Menschen zumindest zweifelnd angeschaut. Wildnis hat sich, ausgehend von den Beschreibungen der Entdecker der vergangenen Jahrhunderte, in unseren Köpfen festgesetzt als ein vom Menschen unberührter *Ort*. Ich begreife Wildnis jedoch nicht zwangsläufig nur als Ort, sondern eher als ein vom Menschen unabhängiges *Prinzip*. Als etwas, was auch ohne den Menschen und parallel zu seiner Entwicklung immer existiert (hat) und was einerseits sein Handeln unterbewußt immer noch prägt, und an was andererseits sein Überleben auf diesem Planeten zwangsläufig und aufs Engste verknüpft ist. Eine Gesetzmäßigkeit, deren Regeln man kennen muß, um in ihr zu (über)leben.

¹ Luther übersetzte *desertum* mit »Wildnis«

Die Wildnis war seit jeher ein Ort der Prüfung, der Reinigung, der Offenbarung und der Erleuchtung. Hier wurde, laut Überlieferung, Jesus 40 Tage und Nächte geprüft und hier erhielt Moses von Gott die zehn Gebote¹. Auch in anderen Kulturkreisen haben Menschen sich zu allen Zeiten in die Wildnis zurückgezogen, um eine Art innerer Selbstschau zu betreiben, denn irgendwie scheint die Wildnis einen reinigenden Einfluß auf uns auszuüben. Sie wischt all das Überflüssige, all die Ablenkungen der Zivilisation beiseite und ermöglicht so einen Zugang zum wahren Selbst der Dinge.

In Zeiten fortwährender Verunsicherung und Destabilisierung des Individuums erhält die Frage nach dem Ursprung des Menschen einen naturgemäßen Aufschwung. Die bloße Vorstellung der Existenz eines Paradieses oder Goldenen Zeitalters stillt die Sehnsucht des Menschen nach Sicherheit, Geborgenheit und Halt. Der Mensch braucht offensichtlich einen Ursprungspunkt, auf den er sich beziehen kann. Nur so kann er sich messen und muß den Glauben nicht aufgeben, daß irgendwann einmal alles gut war. Bei genauerem Hinschauen muß sich dieser Glauben freilich als Irrglauben erweisen, was den Menschen jedoch anscheinend nicht an seiner Suche hindert. Diese Suche nach dem Ursprung hat immer auch etwas mit Vorstellungen vom Paradies oder unberührter Wildnis zu tun.

Nach meiner Überzeugung ist der Mensch als Wesen untrennbar und zwangsläufig Teil der Wildnis, hat aber im Laufe der Evolution den wahrhaftigen Kontakt zu ihr verloren. Sinnbildlich hierfür steht das biblische Bild seiner Vertreibung aus dem Paradies, das ich hier

als Symbol für einen unverfälschten und bewußten Kontakt des Menschen mit der Wildnis begreife.

Seit dieser Vertreibung aus dem Paradies hat der Mensch seinen rechten Platz in der Welt verloren. Er kämpft stetig um das Überleben in einer ihm feindlich gesinnten Umwelt. Dies gipfelt in dem Versuch, die Natur völlig hinter sich zu lassen. Aktuelle Tendenzen hierfür sind z. B. Technologiewahn und Genforschung. Der Mensch versucht etwas zu sein, was er nicht ist: ein Wesen ohne Wurzeln, ohne Vergangenheit und ohne Zugehörigkeit zu einem ökologischen System. Hierin kann er nur scheitern.

Trotz dieser Tendenzen verspürt man heute jedoch mehr und mehr eine Zurück-zur-Natur-Mentalität. Ich möchte in meiner Arbeit Wege zu einem ganzheitlichen und vernünftigen Denken in diesem Sinne zeigen. Hin zu einem Naturverständnis, in welche sich der Mensch nicht (mehr) von der Natur ausschließt.

Dabei werde ich im ersten Teil der Arbeit durch verschiedene Beispiele eine Einführung in das von mir vertretene und praktizierte Naturverständnis geben, das aufs Engste mit der Figur des Scouts oder Kundschafters verknüpft ist. Im zweiten Teil folgt, ausgehend vom Blick des »Zivilisierten« auf die Wildnis, eine Rousseaukritik, eine Gegenüberstellung des Begriffspaares Paradies und Wildnis und eine Annäherung an den Begriff der »Wildnis«. Im dritten Teil komme ich über mein Naturverständnis zu einer Kritik an den vorherrschenden Verhältnissen in Bezug auf die Natur/Wildnis und einen möglichen Ausweg, den ich in einem tiefen Verständnis der Prinzipien der Wildnis und einer erfolgten Integration der Erfahrungen, die in ihr möglich sind, sehe. Denn hierdurch wird eine Wiederannäherung an die Wildnis, um die es mir geht, erst möglich. Die Arbeit schließt mit einem Kapitel über meine eigene Arbeit als Künstler, in der es mir darum geht, diese Annäherung oder Wiedereingliederung in die Natur/Wildnis einerseits zu propagieren und andererseits »Lust auf mehr« in diesem Sinne zu machen. Denn man kann nur dann ganz Mensch, nur dann wirklich menschlich sein, wenn man seinen eigenen Platz in der Welt (wieder) kennt, dies gilt für das einzelne Individuum genauso wie für den Menschen an sich. Ob man dafür wirklich kämpfen muß und ob uns die Natur/Wildnis wirklich feindlich gesinnt ist, werden wir im Verlaufe dieser Arbeit sehen.

Teil I Die „indianische“ Wildnis

1. Eine Einführung in meine Welt der Wildnis

Vor Jahren begann ich mich fürs Bogenbauen zu interessieren und lernte bei einem Wochenendbesuch in 3-Eichen, einem östlich von Berlin gelegenen Zentrum für Erlebnispädagogik, einen Menschen kennen, der es mir gleichtat und von dem ich in der Zukunft noch viel lernen sollte. Mit seinen Tips ausgestattet fuhr ich nach Hause und baute meinen ersten Bogen. Stolz über die Fertigstellung des Bogens fuhr ich wieder nach 3-Eichen, um ihn Matthias vorzustellen, von dem ich die Tips hatte. Am Telefon hatte er nebenbei erwähnt, daß es an jenem Wochenende noch ein Seminar geben würde, in dem es ums Feuer machen usw. geht, und daß ich gerne mitmachen könne. So kam ich zu meinem ersten Wildniskurs, und ich ahnte nicht im Geringsten, worauf ich mich einließ.

An diesem Wochenende lernte ich eine andere Welt kennen. Ich lernte mit anderen Augen zu schauen, mit anderen Ohren zu hören und ausnahmsweise mal nicht zu denken. Matthias brachte uns die Grundlagen des Überlebens in der Wildnis bei, aber er tat es aus einer gänzlich anderen Haltung heraus als es die üblichen „Survivaltypen“² oft tun. Hier ging es nicht um einen Überlebenskampf; die Natur war uns nicht feindlich gesinnt. Hier ging es um die Aneignung von Wissen, das es uns ermöglichen würde draußen gut und bequem zu *leben*, nicht zu *überleben*. Wir ahnten jedoch alle, daß es bis dahin noch ein weiter und beschwerlicher Weg war.

Neben einigen grundlegenden Regeln für das Leben draußen lernten wir an diesem Wochenende das Feuermachen mit nichts als Holz und einem Messer, Schnüre aus Pflanzenfasern herzustellen und einfache Behausungen zu errichten. Außerdem war neben der Aneignung von Wissen (wir haben ja fast das gesamte Wissen über die Natur vergessen oder einigen wenigen Spezialisten überlassen) war die Erweiterung unserer Komfortzone ein wichtiger Bestandteil des Kurses. Die Komfortzone ist der Bereich des Menschen, in dem er sich wohl fühlt. Da der moderne Mensch es gewöhnt ist, in beheizten Häusern herumzusitzen, fühlt er sich sehr schnell unwohl wenn er friert oder naß wird. Wenn es draußen regnet geht er mit zusammengekniffenen Augen und verkrampft hochgezogenen Schultern durch die Welt und behauptet, es sei schlechtes Wetter. Auch

² Rüdiger Neberg ist z. B. so ein Typ. Er läßt sich zwar mitten im brasilianischen Urwald absetzen, um sich zu beweisen, das er lebend wieder herauskommen kann. Aber weil auch er die zivilisatorischen Symptome unserer Zeit in sich trägt, muß er sich rennend und schreiend fortbewegen. Dies bietet ihm nach eigenen Angaben größtmöglichen Schutz vor wilden Tieren.

wenn man ihn des Nachts alleine in den Wald schickt, wird er sich schnell unwohl fühlen, in ihm regen sich Urängste vor wilden Tieren oder vor „Irgendetwas“ da draußen. Die Erweiterung der Komfortzone bedeutet in diesen Fällen, Regen nicht mehr als schlechtes Wetter zu empfinden, sich also trotzdem wohl zu fühlen (ich kann nur jedem empfehlen, einmal ganz bewußt durch den Regen zu gehen – nicht unbedingt durch einen warmen Sommerregen – und einfach zu akzeptieren, daß man jetzt naß wird; mehr wird nicht passieren, es gibt also keinen Grund zu verkrampfen) oder seinen Weg im dunklen Wald ohne Taschenlampe finden zu können und sich dabei nicht zu ängstigen, denn es gibt dort draußen nichts, das uns etwas anhaben könnte. Außer uns selbst natürlich.

Ein besonderer Punkt des Kurses war ein kleiner Einblick in die Welt der indianischen Philosophie und Spiritualität, mit der ich damals zwar noch nicht viel anfangen konnte, deren Resultate (innere Stärke, Weitsicht und enorme Akzeptanz dem Anderen gegenüber) ich aber an den beiden Mentoren gut erleben konnte.

Ich fuhr vollgestopft mit neuem Wissen nach Hause – mein Bogen war an diesem Wochenende nicht so wichtig gewesen – und nur Matthias wußte, daß in unser aller Herzen ein Same gesetzt war, der uns wohl unser Leben lang nicht mehr loslassen würde. Mit auf den Weg nahm ich ein Buch: *Tom Brown Jr., Der Fährtenucher*. Tom Brown beschreibt darin sein Leben und seine Ausbildung durch Stalking Wolf, einen der letzten Scouts der nordamerikanischen Indianer. Das Buch fesselte mich von der ersten Seite an. Seitdem bin ich auf meinem eigenen Weg in die Wildnis.

³ In der indianischen Tradition ist die *innere Vision* sozusagen der Lebensplan eines jeden Einzelnen. Sie wird einem vom Schöpfer in mehreren Visionssuchen (mehrtägige Initiationsriten, bei denen man sich alleine und nur mit Wasser ausgerüstet in die Wildnis zurückzieht und dort auf Visionen hofft) übermittelt. Folgt man seiner inneren Vision nicht, kann man eigentlich kein erfülltes und zufriedenes Leben führen.

2. Stalking Wolf, Tom Brown und die Figur des Scouts

In den späten 60er Jahren des letzten Jahrhunderts suchte ein kleiner Junge in einem Flußbett im Südosten der USA nach uralten Versteinerungen, nichts ahnend, das ihm im nächsten Moment die schicksalhafteste Begegnung seines gesamten Lebens bevorstand. Er wurde von einem alten Indianer – Stalking Wolf, einem Schamanen vom Stamm der lipanischen Apachen – beobachtet, der, seiner inneren Vision folgend³, sein ganzes Leben lang damit verbracht hatte, die großen Philosophien und Weltreligionen zu studieren und dadurch das verbindende Element – die geistige Wahrheit – in ihnen

zu finden. Aus diesem Wissen heraus wollte er wieder eine »Urreligion« schaffen, die, von allen weltlichen und religiösen Krücken befreit, wie früher, dem Menschen dazu dient, die Grenzen des Physischen zu überwinden. Dadurch wäre es möglich, in Harmonie mit der Umwelt zu leben, denn nach seiner Überzeugung kann der Mensch dies nicht ohne spirituelles Wissen tun. Er muß über die Grenzen des Körperlichen hinausgelangen um seinen Platz in der Natur wiederzufinden. Er widmete sein gesamtes Leben dieser Aufgabe, bevor er im Alter von 70 Jahren nun an diesem Fluß seinen Schüler und geistigen Erben Tom Brown traf.

Stalking Wolf war höchstwahrscheinlich der letzte nordamerikanische Indianer, der ein Leben in völliger Freiheit außerhalb der Reserverate des »Weißen Mannes« lebte, und er tat dies noch Jahrzehnte nachdem die Bundesbehörden den Tod des „letzten“ frei lebenden Indianers – Ishi, dem letzten Überlebenden der Yana – schon 1916 beklagten⁴. Aber im Gegensatz zu Ishi, der vollkommen ohne Kontakt zur Zivilisation quasi noch in der Steinzeit lebte und dieses Leben auf Grund der sich ausbreitenden Zivilisation nicht mehr aufrechterhalten konnte, „ergab“ sich Stalking Wolf nie den Behörden, da er einfach keinen Grund dazu hatte. Als Scout beherrschte er alle denkbaren Überlebenstechniken und ein umfassendes Wissen über die unterschiedlichsten amerikanischen Ökosysteme, um mühelos in der Welt zu existieren, ohne in irgendeiner Form auf die zivilisierte Gesellschaft angewiesen zu sein. Trotzdem aber, und das ist der Unterschied zu Ishi, hatte er seit seiner Jugend Kontakt mit der Zivilisation. Dadurch konnte er sich in der zivilisierten Gesellschaft aus und war so nicht darauf angewiesen, niemals entdeckt zu werden.

Schon als kleiner Junge hatte Stalking Wolf eine außerordentliche Begabung für die Jagd und Kundschafterei. Er wurde schon früh durch den Schamanen der Gruppe gefördert und lernte so schnell die für das Überleben in der Wildnis wichtigsten Fertigkeiten. Später wurde er im Spurenlesen und Fallenstellen ausgebildet. Jede Lektion war dabei von Erzählungen begleitet, die den tieferen spirituellen Sinn der jeweiligen Tätigkeit erklärten. Seine Meisterschaft im Pirschen trug ihm seinen Namen ein: Der den Wolf anpirscht.

Als junger Mann brach Stalking Wolf zu einer lebenslangen Wanderschaft auf, nachdem er in einer Vision seine geistige Suche und damit verbunden die Weitergabe seines Wissens an einen Schüler gesehen hatte. Die ersten Jahre seiner Reise führten ihn tief in un-

⁴ Ishis Stamm hatte bis 1908 nur 2 mal Kontakt mit Weißen. Das erste Mal ermordeten die Weißen fast den gesamten Stamm, es blieben nur noch einige Alte und Kinder übrig. Diese zogen sich so tief in die Wildnis zurück, daß sie nie mehr gesehen wurden. Beim nächsten Kontakt, der in einer äußerst flüchtigen Begegnung mit einer Gruppe Landvermesser bestand, waren von Ishis Stamm nur noch ein alter Mann, eine alte Frau, Ishi und seine Schwester übrig. Da die Landvermesser das Lager der Indianer entdeckt und geplündert hatten, starben die beiden Alten und Ishis Schwester. Ishi verbrachte noch drei weitere Jahre in der Wildnis, ergab sich dann aber, weil er sein Leben in Einsamkeit nicht mehr ertragen konnte. Pope S. 10

bekannte Wildnisregionen des Kontinents, hier erprobte und vertiefte er sein Wissen. Später lernte er bei seinen Reisen, wenn sie ihn vorbei an den Siedlungen des »Weißen Mannes« führten, die unterschiedlichsten Menschen kennen. Manchmal beobachtete er das Leben in den Städten und Dörfern der Weißen, indem er sich an den Ortsrand schlich und alles wißbegierig in sich aufnahm. Dies war für einen Indianer damals äußerst gefährlich, denn wenn er entdeckt worden wäre, hätte man ihn Verhaftet und in ein Reservat verbannt. Im Abstand von einigen Jahren unternahm er mehrere Expeditionen in den Norden und Süden des Kontinentes. Unter anderem wanderte er zwei Mal nach Südamerika, um im brasilianischen Urwald von den dort lebenden Indios zu lernen.

⁵ Brown I, S. 13-17, 113-132 und 241

Doch all die Jahre war er von dem Gefühl begleitet, seine innere Vision noch nicht vollständig erfüllt zu haben. Je älter er wurde, desto verzweifelter suchte er nach einem – *dem* – Schüler, der ihm am Anfang seiner Wanderschaft in einer Vision erschienen war. Erneut begab er sich auf eine Visionsuche und es erschien ihm ein »Kriegergeist« aus seinen Jugendjahren. Gebieterisch deutete er nach Osten, wo ein junger weißer Kojote sein Lied anstimmte und mit der Pfote nach alten Steinen in einem Flußbett scharrte.⁵

Tom Brown war bei seiner ersten Begegnung mit Stalking Wolf erst sieben, wurde von ihm aber in seinem Wunsch zu verstehen und zu lernen so ernst genommen, wie man ein Kind nur ernst nehmen kann. Zusammen mit einem nahen Verwandten Stalking Wolfs, Rick, der im gleichen Alter wie Tom war, erhielten beide eine zehnjährige Ausbildung zum Scout, wie sie seit Urzeiten viele Kinder der Erde erhalten haben. Dabei durchlebten sie eine Unzahl von Herausforderungen, die „normale“ Eltern wohl als lebensbedrohlichen Unsinn bezeichnen würden. Ihre Erfahrungen ermöglichten es ihnen jedoch schon im Alter von neun Jahren, sie waren damals Neulinge in einer eingeschworenen Pfadfindergruppe, eben jene Gruppe vor dem sicheren Erfrierungstod zu retten, als die beiden Gruppenleiter ob eines starken Wintereinbruchs kopflos herumirrten und nicht wußten, was zu tun war.

Geschult in Überlebenstechniken und der von Stalking Wolf gelehrt Philosophie der Erde begab sich der junge Tom Brown nach seiner Ausbildung weitere zehn Jahre auf Wanderschaft quer durch den Kontinent, um sein Wissen zu erproben und seine Erfahrungen

zu vertiefen. Seine Wanderungen führten ihn dabei von den sumpfigen Gegenden Floridas bis zu den trockenen Wüsten im Death Valley. Dabei führte er ein Leben völlig frei und ungebunden von der modernen Gesellschaft, und dies im Amerika des späten 20. Jahrhunderts. Alles, was er bei sich trug waren seine Kleidung und ein Messer. Einer der Höhepunkte dieser Zeit war wohl sein Aufenthalt im New Yorker Central Park. Brown meinte, seine Prinzipien und Überlebentechniken könnten nur gut sein, wenn man sie auch in der Zivilisation anwenden kann. So lebte er über ein halbes Jahr im „Großstadtdschungel“ von New York, ohne daß jemand von ihm Notiz nahm⁶. Er baute sich einen kleinen Unterstand im Central Park und konnte so sein Wissen unter verschärften Bedingungen erproben.

⁶ Das höchste Gebot eines Scouts ist es, seine Aktionen von anderen unbemerkt durchzuführen.

Nach weiteren Jahren, die Brown vornehmlich mit dem Aufspüren von Vermißten und dem Klären von ungelösten Mordfällen für die Polizei verbrachte, gründete er im Südosten der USA seine Wildnisschule (*The Trackerschool*) und schuf damit den Grundstein einer weltumgreifenden Bewegung. Heute kann man Stalking Wolfs Wissen an zahllosen Wildnisschulen rund um den ganzen Erdball lernen. Dort geht es jedoch nicht nur um die Weitergabe von Überlebentechniken, sondern vor allem um die Vermittlung eines ökologischen Bewußtseins; einer Weltanschauung, die Respekt und Ehrfurcht vor der Natur bewahrt und ein Leben mit der Erde lehrt.

An dieser Stelle möchte ich die Figur des »Scouts« etwas näher erläutern, da die meisten Menschen sie sicher nur aus Westernfilmen kennen. Dort treten Scouts in Form von Indianern oder Weißen Trappern auf, die, meist als Vorhut geschickt, den Feind ausspähen sollen. Für diese Aufgabe sind sie gut geeignet, weil sie sehr gut Spuren lesen können und als besonders mutige Krieger gelten. Der Inbegriff des Scouts ist für viele wohl der an den Schienen des »Weißen Mannes« lauschende Indianer. Allerdings ist dieses Bild viel zu vereinfacht, um daraus die Tragweite ihres Schaffens ermessen zu können.

Die Scouts waren die Augen und Ohren ihres Stammes, und dies nicht nur in Krisenzeiten, sondern immer. Sie waren die Kundschafter ihres Volkes und als solche maßgeblich für das tägliche Überleben mit verantwortlich. Organisiert waren sie in Geheimbünden, die teilweise bis über die Stammesgrenzen hinaus Kontakte pflegten.

Die „normalen“ Mitglieder eines Stammes wußten oftmals nicht genau, wer unter ihren Mitmenschen ein Scout war und wer nicht.

Die Ausbildung eines Scouts begann meist schon im Kindesalter und fand vornehmlich in der Auseinandersetzung mit der Wildnis statt. Angefangen über einfache Geschicklichkeits- und Kräftigungsübungen wurde dem Schüler später über das Lernen verschiedenster Überlebentechniken und Abhärtungsübungen die Wildnis immer näher gebracht. Es ging jedoch nicht darum, blind, und, wie heute oft üblich, voller Männlichkeitswahn seinen Körper zu stählen, sondern darum, sich durch diese Übungen auf verschiedenste mögliche Überlebenssituationen vorzubereiten. In diesem Zusammenhang erzählt Brown z. B. die Geschichte, wie er einmal im Rahmen seiner Ausbildung mit Rick einen kilometerlangen Fußmarsch durch einen eisigen Schneesturm machen mußte. Sie hatten von Stalking Wolf nichts anderes als eine Unterhose als Bekleidung und Mokassins an den Füßen zugebilligt bekommen (natürlich gingen dem andere Abhärtungsübungen mit der Kälte voraus!). Brown meinte, er hätte danach, egal bei welchen Temperaturen, draußen nie mehr viel mehr als ein Unterhemd und ein Flanellhemd zum Anziehen benötigt. Diese Geschichte macht einerseits deutlich, wozu unser Körper durch – vor allem auch mentales – Training physisch in der Lage ist, andererseits erhält man durch sie eine Idee, mit *wie wenig* Hilfsmitteln ein Scout in der Wildnis überleben kann.

Ab einem bestimmten Punkt in der Ausbildung wird das mentale oder spirituelle Training immer wichtiger, denn nur wenn man die Grenzen des Physischen überwindet, kann man in die wahren Tiefen des Scoutdaseins eindringen. Der Mensch ist ein Doppelwesen, das aus Körper und Geist besteht, und so müssen auch in der Ausbildung beide Aspekte entwickelt werden. Uns westlichen Menschen mögen viele Fähigkeiten z. B. von daoistischen Mönchen, oder in diesem Fall eben von indianischen Scouts, als übersinnlich erscheinen. Dies aber nur, weil unsere eigenen mental-spirituellen Fähigkeiten in den letzten Jahrhunderten so verkümmert sind und wir uns diese Dinge einfach nicht (mehr) vorstellen – nicht glauben – können. Dafür klammert sich der moderne Mensch zu sehr an seinen Verstand, der andauernd versucht, Dinge zu analysieren, zu definieren, in Worte zu fassen und zu deuten, so daß dieser eine spirituelle Situation total ins unbewußte verdrängt und sie so nicht mehr erlebbar macht.

„Alle spirituellen Botschaften werden durch die stille, unbewegte Oberfläche des spirituellen Geistes zu dir gelangen. Wenn unser physischer Geist gegenwärtig ist, nehmen wir die Botschaften des spirituellen Geistes nur verschwommen wahr, oder sie erreichen uns überhaupt nicht.“⁷

⁷ Brown, Watkins S. 121

Um den in Überlebenssituationen oft lästigen Verstand auszuschalten, oder besser, ein gesundes Gleichgewicht zwischen Geist und Verstand zu bringen, hat Stalking Wolf eine Dynamische Meditationsform – das »heilige Schweigen« – entwickelt, das es einem ermöglicht, auch in Bewegung nicht aus dem meditativen Zustand gerissen zu werden.

Um in das »heilige Schweigen« eintreten zu können, muß man reinen geläuterten Geistes sein. Dieser wird, ähnlich wie im Zen-Buddhismus, durch eine gesteigerte Konzentration auf die Atmung und eine vollständige Körperentspannung erreicht. So tritt man langsam in den Zustand des »heiligen Schweigens« ein. Anfänglich noch im Sitzen oder Liegen geübt, ist man später in der Lage sich auch im Laufen oder Rennen nicht aus dem meditativen Zustand reißen zu lassen. Beim Lernen dieser Meditationsform wird in verschiedenen Atemübungen und Körperentspannungstechniken, die bei jeder Meditation wiederholt werden, auf einen Auslösemechanismus hingearbeitet, der es später ermöglicht, in kürzester Zeit ins »heilige Schweigen« einzutreten. Dies ist für den Scout von besonderer Bedeutung, da er in bestimmten Situationen gezwungen ist, sich augenblicklich zu entspannen, beispielsweise wenn er sich an ein feindliches Lager heranschleicht und plötzlich jemand direkt neben ihm auftaucht. Um dann nicht entdeckt zu werden muß man wirklich in sich ruhen, dies kann ich aus eigenen Erfahrungen bestätigen.

Durch das »heilige Schweigen« ist man dazu in der Lage, seinen Körper besser zu verstehen und zu steuern. Die Grenzen zwischen innerer und äußerer Dimension verschwimmen und man kann so ganz in der Wildnis aufgehen. Dann gibt es keine Trennung mehr von anderen Dingen, sondern nur noch das, was Stalking Wolf als »Einheit des Bewußtseins« bezeichnet. Aus diesem Bewußtheitszustand heraus wird der Scout tätig.

Als Lehrmethode wurde das Coyote-Teaching eingesetzt, welches eine komplexe, multidimensionale und äußerst effektive Art des traditionellen Lehrens ist, die von indigenen Völkern seit Tausenden

von Jahren erfolgreich praktiziert wird und die von außen betrachtet so gut wie unsichtbar ist. Ein Coyote-Lehrer wird es immer verhindern, vor dem Schüler sein gesamtes Wissen auszubreiten und ihm jede Antwort zu geben. Vielmehr plant er eine Lektion in der Weise, daß der Schüler nachdenken, Fehler machen und dann die Antwort selber finden muß. Es ist keine einfache, aber eine höchst wirksame Lehrmethode. Hat der Schüler sich eine bestimmte Fertigkeit auf diese Weise angeeignet, wird er sie nie mehr vergessen und beherrscht sie in jeder Situation.

Ich werde im Rahmen des Abschnittes »Wildnispädagogik« weiter unten noch einmal genauer auf dieses Thema eingehen, hier nur ein kleines Beispiel: Stalking Wolf wollte den beiden Jungen ein bestimmtes Wissen vermitteln. Natürlich wußte er, wo ihre speziellen Interessen lagen, und so ließ er in einem Gespräch nebenbei immer wieder Bemerkungen fallen, die die Jungen zu Fragen animierten. So brachten sie sich praktisch „alles selber bei“. Um dazu auch noch die körperliche Fitneß der Jungen zu steigern, lief Stalking Wolf – er führte diese Gespräche mit ihnen immer beim Umherwandern im Wald – in einem solchen Tempo, daß die Jungen ihm gerade so noch folgen konnten, aber auf Grund ihres Interesses sicher nicht zurückbleiben wollten.

Eine der wichtigsten Fertigkeiten eines Scouts ist das Spurenlesen, wobei es keinesfalls nur um Tierspuren auf dem Boden geht, sondern um alle Zeichen, die eine Landschaft wiederzugeben vermag. Weiterhin wichtig ist die Tarnung, nicht nur von sich selbst, sondern gegebenenfalls auch von verschiedenen Verstecken und Behausungen. Da ein Scout auch mental enorm geschult ist, ist er unheimlich belastbar und beherrscht die „psychologische Kriegsführung“ perfekt, um seine Gegner auch ohne Kampf lahmzulegen. Er kann sich bestens in die Psychologie und Denkweise seines Gegners hineinversetzen.

Die wichtigste Prämisse eines Scouts ist es, unentdeckt zu bleiben. Selten wird man seine Anwesenheit bemerken, denn nur so können die Aktionen, die er plant und ausführt, ihre ganze Kraft entwickeln. Um die Dynamik einer gut durchgeführten Scoutmission deutlich zu machen, möchte ich auf ein Beispiel aus der Polizeiarbeit von Tom Brown zurückgreifen. Brown wurde einmal gerufen, um einen sich in einem riesigen Waldgebiet versteckenden flüchtigen und bewaff-

neten mehrfachen Mörder zu stellen. Als Kriegsveteran galt dieser als Survivalexperte und sehr gefährlich. Die Polizei hatte wie immer schon alles versucht, als sie Brown zu Hilfe holte. Ihm wurden zwei mit Jagdgewehr und Pistole bewaffnete Hilfssheriffs zur Seite gestellt, die allerdings, wie für zivilisierte Menschen üblich, kiloschwere Rucksäcke trugen, denn man beabsichtigte, auf der Suche die nächsten Wochen im Wald zu bleiben. Brown zog wie immer ohne Ausrüstung und nur mit dem Nötigsten bekleidet in den Wald, weshalb er von den Polizeibeamten hämisch belächelt wurde. Nach etwa einem halben Tag hatte Brown die beiden Beamten abgehängt; sie gaben ihre Suche nach zwei Tagen auf.

Viele Tage später kam Brown an der Stelle aus dem Wald, an dem er ihn Wochen vorher betreten hatte, hinter ihm ging ein nackter und völlig verunsicherter Mörder, der sich nun freiwillig der Polizei stellte. Was war passiert? Brown blieb für den Mann die gesamte Zeit über unsichtbar. Trotzdem entwendete er ihm Stück für Stück seine Ausrüstung, angefangen mit seinem Gewehr. Alle paar Tage etwas anderes: Seine Desinfektionstabletten für verunreinigtes Wasser, später die Armbrust, mit der er jagte und schließlich seinen Rucksack samt Campingausrüstung. Der Mann wurde immer verzweifelter; er hatte sich durch das nun verunreinigte Wasser eine Darminfektion zugezogen und war sehr geschwächt. Als er Tage später nur noch ein Hemd und eine Hose besaß, entwendete Brown ihm auch diese, als der Mann sich in einem See wusch. Nun stand er völlig nackt in der Wildnis und konnte seine Survivalfähigkeiten beweisen. Brown zeigte sich an diesem Tag weit oben auf einem Felsvorsprung dem Mann, der ihn sofort anflehte, ihm zu helfen. Brown zog sich jedoch ohne ein Wort zurück. In den folgenden Tagen „stellte“ sich der Mann und „folgte“ Brown freiwillig aus dem Wald.⁸ Dieses Beispiel zeigt deutlich, wie wichtig Psychologie und mentale Fähigkeiten für einen Scout sind.

⁸ Brown (II) S. 255 – 276



Tom Brown, Jr.

3. Ein Jahr bei Tamarack

In den USA gibt es in verschiedenen Wildnisschulen die Möglichkeit, sich über einen längeren Zeitraum in der Wildnis aufzuhalten. In der Schule von Tom Brown heißt dieses Programm »Caretaker«, denn man kümmert sich während dieses Jahres um einen bestimmten

Teil des Waldes. Eine andere Schule, die *Teaching Drum Outdoor School* unter der Leitung von Tamarack Song, hat ihr ganzes Wirken auf solche langzeitigen Kurse ausgerichtet. Während man bei Brown als Caretaker eher auf sich allein gestellt ist, hat man bei Tamarack die Möglichkeit, dieses eine Jahr in der Wildnis in einer kleinen Gruppe zu verbringen, was die Möglichkeit zu einer viel intensiveren Auseinandersetzung untereinander bietet. Immer jedoch hat man einen Begleiter, einen Ältesten an seiner Seite, der einem hilft, die Dinge zu verstehen, die um einen herum und in einem selber geschehen.

Bei Tamarack werden die jeweiligen Mitglieder einer Gruppe so ausgesucht, daß Konflikte unvermeidlich sind. Denn während dieses Jahres besteht nur die eine Hälfte aus dem Erlernen von Outdoor-Fähigkeiten wie Wetterkunde, Spurenlesen, Pflanzen sammeln und Leder- und Kleidungsherstellung, während die andere Hälfte der persönlichen Weiterentwicklung gewidmet ist. Die Gruppe wird als Kreis betrachtet, und wenn dieser funktioniert, entwickelt sich eine individuelle Gruppendynamik, die die Dinge gut in den Fluß bringen kann. Wenn dieser Fluß durchbrochen ist, sind die Studenten angehalten einen sogenannten »Redekreis«⁹ zu veranstalten, in dem jeder die Möglichkeit hat, seinen Gefühlen Ausdruck zu verleihen.

Sicherlich ist es überflüssig zu erwähnen, das es im Camp keine technischen Geräte wie Uhren, Handys etc. gibt. Die Studenten haben jedoch einmal im Monat die Möglichkeit, im Büro der Schule Anrufe zu erledigen oder Mails abzurufen. Ende Dezember können sie das Camp für 14 Tage verlassen, wenn sie es wünschen.

In Bezug auf Krankheiten vertritt Tamarack allgemein die Idee, das der Körper von allem, was er selber überwinden kann, stärker wird. Deshalb gibt es nur in seltensten Fällen Heilkräuter oder Medizin. Gleichzeitig unterrichtet er auf Grund der Komplexität des Themas innerhalb des ersten Jahres kaum etwas dazu. Dies hat zur Folge, daß für starke Entzündungen und chirurgische Eingriffe ein Krankenhaus aufgesucht wird. Leichte Infektionen wie Erkältungen und Schnupfen, gemäßigtes Fieber und Magen-Darm-Infektionen muß jeder mit sich selbst klären. Oftmals sind Fasten und viel Wasser dabei die einzigen Mittel.

Bei meinen folgenden Beschreibungen stütze ich mich auf Erfahrungsberichte von Sylvia Ochlast, Joscha Grolms und Justin Lee, die unter der Begleitung von Tamarack Song zusammen in einer Gruppe

⁹ Der »Redekreis« ist eine indigene Diskussionsform, bei dem es einen »Redestab« gibt, der der Reihe nach herum gegeben wird. Hält jemand den Redestab, darf er von den anderen nicht unterbrochen werden. Möchte man selber etwas zu dem Beitrag eines anderen sagen, wartet man ab, bis man an der Reihe ist und kann dann auf das gesagte eingehen.



Das Office der *Teaching Drum Outdoor School*

von fünf Personen ein Jahr in der Headwaters-Wildnis, einem über 20 Hektar großen Naturreservat in Wisconsin, gelebt haben.

Mit einem einjährigen Aufenthalt in der Wildnis versetzt man sich in eine Welt, wie sie schon vor tausenden von Jahren existiert hat. Doch man ahnt schnell, daß romantisch-idealistische Vorstellungen vom Leben in der Natur hier nichts verloren haben. Denn es liegt zwar nahe, beim »Leben in der Wildnis« an ein physisches Überlebenstraining zu denken, aber dies spielt im Vergleich zu den Herausforderungen, die man sich gegenseitig als Mensch stellt eher eine untergeordnete Rolle. Man wird hier mit Situationen konfrontiert, die einem im alltäglichen Leben „draußen“ nicht begegnen und die einen hier ungleich härter „überfallen“, weil man nicht vor ihnen fliehen kann. So ist der Lebensentwurf, wie Tamarack ihn lehrt, zwar als Gegenentwurf zur Zivilisation zu sehen, aber alles andere als ein Abenteuerurlaub.

„Eines Abends sagte ich zu Tamarack: „Erst dachte ich, wie kann ich nur hier draußen ein Jahr verbringen? Dann: Wie verbringe ich hier ein Jahr mit diesen Menschen? Und zu guter letzt: Wie verbringe ich ein Jahr mit mir selbst?“

Diese Erkenntnisse folgten im Abstand von einem Monat. Unsere erste Hürde war das Leben in der Natur, unsere Komfortvorstellungen, die Entsaugungen von der Zivilisation, denn schließlich waren wir alle domestizierte Menschen, in der Zivilisation großgezogen und geprägt.

Als wir uns eingelebt hatten, war ein weiterer Schritt: Das Leben in der Gruppe. Eine Gruppe, die so ausgesucht ist, daß Konflikte unerlässlich sind. Eine Gruppe von Menschen, die sich im alltäglichen Leben wohl nie begegnen würden, die sich permanent herausfordern, die so zusammengebracht werden, damit sie lernen einen Menschen zu akzeptieren, um den man normalerweise einen großen Bogen machen würde. Das hatte viele Gründe, die wir am Anfang natürlich nicht wußten. Zum einen ist der Lernprozeß um einiges intensiver, wenn man nicht gemütlich vor sich hinleben kann, sondern das Leben einem eine Herausforderung stellt, der man jeden Tag aufs Neue begegnet.

Zu guter letzt dämmerte uns nach ungefähr drei Monaten, daß die größte soziale Herausforderung nicht in den Mitgliedern unserer Gruppe, sondern in uns selbst zu finden war. Täglich auf sich selbst gestoßen zu werden, langsam die Hüllen der Gewohnheiten zu verlieren und zu sehen, was sich dahinter verbirgt. Durch Verhaltensmuster zu brechen, bei denen das Ego nur laut aufschreit und man am liebsten weit weg an einem anderen Ort wäre, um ein Leben in scheinbarer Sorglosigkeit zu führen, das bestimmt wird von den Ablenkungen der Zivilisation. Ein Leben voller Medien, Pasta und Wecker.“¹⁰

¹⁰ www.wegdeskreises.de/year.html



Joscha Grolms beim Bau eines Wigwams



Tamarack Song

Fast alle Absolventen des Programms geben an, die größten Herausforderungen und Lehren im Leben in der Gruppe gefunden zu haben. In der modernen Gesellschaft werden einem Dinge wie Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit dem Anderen und auch sich selbst gegenüber meiner eigenen Erfahrung nach ja geradezu aberzogen, und so muß ein jeder diese Eigenschaften unter den harten aber auch sehr vorteilhaften Bedingungen einer festen Gruppe erst (wieder)erlernen. Um diesen Herausforderungen gewachsen zu sein, braucht es einen starken Begleiter, und in Tamarack finden die »Seeker« einen Menschen mit einem unglaublichen Erfahrungs- und Wissensschatz, der von den verschiedensten Ältesten der Ojibwa-Indianer gelernt hat. Außerdem hat er in einem Wolfsrudel gelebt, um die sozialen Verhaltensweisen der Tiere zu studieren. Ganz der indianischen Tradition folgend ist Tamarack ein waschechter Coyote-Lehrer, bei dem man sich jegliches Wissen hart erkämpfen muß und mehr durch eigene Fehler, Mißerfolge und Erfolge lernt. Denn beim Leben in der Wildnis gibt es Regeln, denen man einfach folgen muß: Ein Feuer will mit Holz gefüttert werden, Nahrung muß von wilden Tieren fern gehalten werden, die Tiere müssen von den Winterhütten ferngehalten werden usw.

Ein wichtiger Bestandteil der Tagesbeschäftigung liegt in der Beschaffung und Zubereitung des Essens. Natürlich wird auch hier eine wildnisnahe Ernährung verfolgt. Das Essen besteht aus einer Kombination von Gemüse und Fleisch sowie Früchten, Eiern und Nüssen. Es gibt weder Zucker noch irgendwelche anderen stark kohlenhydrathaltigen Nahrungsmittel wie Brot, Reis oder Kartoffeln. Auf diese Ernährung muß sich der Körper erst einstellen, und so dauert es eine Weile, bis der Stoffwechsel sich umgestellt hat. Nachdem dies geschehen ist, verändert sich nicht nur die allgemeine Befindlichkeit, sondern auch die Wahrnehmung: man ist aufmerksamer, sieht und hört schärfer und wird auch mental auf eine andere Ebene gehoben. Während des Winters wird die Gruppe zu 100% von der Schule mit Essen versorgt. Im Sommer trägt sie ca. 50% des Nahrungsbedarfes durch Sammeln und Fischen selber. Ein wichtiger Bestandteil der ersten Lektionen ist die Wildnishygiene, denn zur Ernährung gehört auch die Ausscheidung, die ja wiederum eine Ernährung ist. Und so ist eine der ersten Übungen die Errichtung einer „Outdoortoilette“, einem „heiligen Platz, an dem man der Erde das zurückgibt, was man von ihr empfangen hat“¹¹.

¹¹ www.wegdeskreises.de/bilder/Leraning_to_live_in_the_wilderness_1.pdf



Ein Salat aus Früchten, Blüten und Tannennadeln



Ein Lehrer der Schule beim Erklären der indianischen Hirgerbung

Ein weiterer wichtiger und schwieriger Punkt ist die Ernährungsumstellung, unter der alle die ersten Wochen und Monate leiden. Physisch gesehen ist die Umstellung dabei weniger problematisch als die mentale Entwöhnung. Ohne Zucker und Schokolade zu leben kann manche Menschen in den Wahnsinn treiben.

“A big challenge was the diet. Two months before I came here, I stopped eating chocolate and sugar; one month before, I stopped eating starches. In the first two months here, I had such strong cravings. All I could think about was chocolate. I was low on energy. I was seriously thinking about running away. It took four months to adjust. Once you are on this diet, you burn energy in a different way. It’s more constant and long-term. My whole constitution improved.”¹²

Das Leben als Jäger und Sammler ist nicht leicht, und schnell lernt man, wie wichtig es ist, sich auf eine Gruppe stützen zu können, in der sich die Arbeit teilen läßt und in der jeder verschieden ist, wodurch sich die Zusammenarbeit effektiver gestalten läßt. Zu dieser Akzeptanz führt jedoch ein harter Weg, denn „den Anderen anders sein lassen“ sagt sich leicht, dies jedoch 24 Stunden täglich 7 Tage die Woche für ein Jahr zu praktizieren, ist etwas ganz anderes. Und man kann hier nicht vor den Problemen weglaufen, so wie in der „Welt da draußen“. Aber gerade wegen all dieser Hürden, die irgendwann auch überwunden sind, wächst die Gruppe ab einem bestimmten Punkt sehr stark zusammen und wird fast zu einer Art lebendigem Organismus.

Das Jahr läßt sich grob in zwei Hälften unterteilen: Die „green season“ und die „white season“. Im Sommer wird viel gearbeitet, verschiedene Projekte laufen parallel und man fällt abends völlig erschöpft ins Bett und staunt, was man heute alles gelernt hat. Das Leben als Jäger und Sammler muß von Grund auf gelernt werden. Dies beinhaltet den Bau von einfachen Behausungen, das Erlernen der indianischen Hirngerbung zur Herstellung von Kleidung und natürlich das Erlangen von Wissen über das jeweilige Ökosystem, in dem man lebt, um die Versorgung mit Nahrung zu gewährleisten. Später wird das handwerkliche Wissen verfeinert indem man z. B. lernt, Feuer ohne Streichhölzer zu machen oder Alltagsgegenstände und Küchengerät aus Naturmaterialien herzustellen.

¹² www.wegdeskreises.de/bilder/Leraning_to_live_in_the_wilderness_1.pdf



Beim Feuer machen mit dem Bow Drill



Die Frucht der harten Arbeit: ein kleiner Gluklumpen.

Dann kommt der Winter und alles wird ruhiger, es kehrt Stille im Lager ein und etwas anderes verlangt die volle Aufmerksamkeit:

„Ein Mantel aus Schnee und Eis legt sich über das Land, die Bäume gefrieren und die Zeit der Innenschau ist gekommen. Träume sind unsere ständigen Begleiter, denn wir schlafen mehr, als daß wir wach sind. Die Welt scheint sich plötzlich verändert zu haben, wir haben uns verändert. Die Zeit des Schaffens wird von einer Zeit der Stille abgelöst. Ruhe kehrt ins Lager ein, die Energien sind nach innen gerichtet. Eine andere Welt verlangt unsere volle Aufmerksamkeit.

Der Fokus hat sich verschoben, wir verbringen Nächte um das Feuer geschart, um Tamaracks Geschichten zu lauschen, und auch er hat sich verändert. Der eiserne Coyote-Lehrer beginnt zu sprechen. Endlich, nach fast 6 Monaten Schweigen. Und wir merken, daß es notwendig war. Wir waren am Anfang noch nicht bereit, ihm zuzuhören, geschweige denn zu verstehen, worüber er eigentlich redet. Doch jetzt sitzen wir aufmerksam um unseren Ältesten und nehmen so viel von dem auf, wie wir verstehen können.“¹³

¹³ www.wegdeskreises.de/year.html

¹⁴ ebd.

Dieses Jahr in der Wildnis ist eine kurze Zeit, um einen kleinen Einblick in eine Welt voller Wunder zu bekommen. Die Spuren zeigen sich auf allen Ebenen des Lebens und man hat alle Hände voll zu tun, ein bißchen von dem zu lernen, was sich einem bietet. Es ist eine Welt, die sich fast ins unendliche erstreckt. Nach diesem Jahr stellen sich einem wieder ganz neue Herausforderungen. Man muß in eine Welt zurückkehren, die man in ihrer Hektik und Geschwindigkeit eigentlich nicht mehr verstehen kann. Der eigene Fokus hat sich völlig verschoben, man nimmt feiner wahr, muß dadurch aber auch viel mehr aushalten.

“I’m concerned about how I’ll react to stimulation. I really wanted to go to ‘The Lord of the Rings’. I did, but I was physically uncomfortable for the first 10 minutes. It was too much noise and action. I got used to it, but afterward, I didn’t like the experience. I’m used to the woods.“¹⁴

Um in dieser Welt wieder anzukommen, braucht es für die meisten Menschen wiederum fast ein ganzes Jahr. Und der Selbe wie vorher ist man sowieso nicht mehr, denn dieses Jahr hinterläßt tiefe Spuren in einem und ist prägend für das gesamte weitere Leben.

Teil II Die Wildnis aus der Sicht der Zivilisation

4. Zu Rousseaus Begriff des »Edlen Wilden«

Ausgehend von der literarischen Strömung der Romantik bildete sich im 18. Jahrhundert durch Rousseau der Begriff des »Edlen Wilden«. In seinem 1755 entstandenen *Discours sur l'origine et les fondements de l'inégalité parmi les hommes* spricht er vom Wilden als einem Menschen, der in seinem natürlichen Zustand lebt¹⁵ und weder fähig ist, seine Mitmenschen¹⁶ oder Kinder¹⁷ zu erkennen, noch sonst irgendeine Art von Erkenntnisvermögen¹⁸ besitzt. Seine Lebensweise beschreibt er als »in den Wäldern umherschweifend, dabei wenigen Leidenschaften unterworfen und sich selbst genügend«¹⁹ und »ohne Gewerbefleiß, ohne Sprache, ohne Wohnstätte, ohne Krieg und ohne jedes Bedürfnis nach seinen Mitmenschen«²⁰. Natürlich sind solche Aussagen in großem Maße der Entstehungszeit des Werkes geschuldet, und bei jemandem, der all seine Kinder in ein Pflegeheim gab, braucht man sich über diese Sichtweise der Verwandtschaftsbeziehungen vielleicht nicht zu wundern. Aber da Rousseau bei seinen Beobachtungen, was die zwischenmenschlichen Zustände seiner eigenen Zeit betrifft, eine so über die Maßen entwickelte Feinfühligkeit an den Tag legt, wundere ich mich über diese Äußerungen und sein generelles Verständnis vom »Wilden« sehr. Denn schon der Geschichtsschreiber Diodor von Sizilien schrieb im ersten vorchristlichen Jahrhundert über die frühen Menschen: »Da sie von den wilden Tieren angegriffen wurden, seien sie, durch ihren Vorteil belehrt, einander zu Hilfe gekommen; und da sie sich nun zusammen hielten, hätten sie allmählich ihre Züge unterscheiden gelernt.«²¹

Da in den Zeiten der französischen Revolution der Begriff »Freiheit« eine fundamentale Rolle spielte, ist es nicht verwunderlich, das Rousseau als durchaus freiheitsliebender Mensch (man bedenke seine Konfessions- und Wohnortwechsel oder die Abgabe seiner Kinder ins Heim) seinen Wunsch nach Freiheit in die Figur des »Wilden« hineinprojizierte. In ihr ist also eher eine Projektion der Vorstellungen der Gesellschaft, in der sie entstanden ist, wiederzufinden, als eine tatsächliche Annäherung an irgendeinen Naturzustand. Dem »Wilden« wird alles »Edle« beigelegt, was Rousseau in der damali-

¹⁵ Rousseau S. 83

¹⁶ Rousseau S. 68

¹⁷ Rousseau S. 69

¹⁸ Rousseau S. 47 f

¹⁹ Rousseau S. 68 f

²⁰ ebd.

²¹ Mario Erdheim, *Die dauernde Vertreibung in die Zivilisation*, du, Heft Nr. 726 S. 45

gen Gesellschaft vermißte. So zeigt er in ihr das positive, jedoch romantisch verklärte Gegenbild der Gesellschaft nach seiner Wahrnehmung. Er hat seinem »Edlen Wilden« meiner Meinung nach so das Heil gegen alle Übel der Gesellschaft in die Hände gelegt. Eine schwere Bürde, der „man“ gar nicht gerecht werden kann.

²² Diamond II S. 187

Im Großen und Ganzen komme ich nach meinem heutigen Verständnis zu dem Schluß, daß, wenn Rousseau vom Wilden spricht, er über einen Gegenstand tierischer Natur referiert. Und selbst das stimmt nach heutigen Maßstäben nicht mehr uneingeschränkt, denn durch immer genauere Untersuchungen an Mensch und Tier verschwimmt die Grenze zwischen beiden zunehmend. Man beobachtet beispielsweise bei Grünen Meerkatzen gerade die Anfänge von Sprache, die sehr differenziert auf verschiedene Mitglieder ihrer eigenen oder anderer rivalisierender Horden reagieren. Sie wissen genau, wer mit wem verwandt ist. Dies äußert sich, indem die Tiere mit unterschiedlichen Lauten auf dominante und untergeordnete Mitglieder der eigenen Horde, auf Mitglieder verschiedener rivalisierender Horden sowie auf ihre Mutter, Großmutter mütterlicherseits, Geschwister und nicht verwandte Mitglieder der eigenen Horde reagieren. Schreit ein Meerkatzenbaby, so dreht seine Mutter sich zu ihm hin, während die anderen Mütter zur Mutter des Babys schauen und warten, was sie tun wird. Außerdem haben Grüne Meerkatzen unterschiedliche „Namen“ für verschiedene Raubtierarten (wie übrigens viele Singvögel auch) und mehrere Dutzend einzelne Mitglieder der eigenen Art.²²

Rousseau bezeichnet auch die nordamerikanischen Ureinwohner als Wilde. Dies schockiert besonders, da sich vor der Eroberung durch französische und englische Besatzer auf dem heutigen Gebiet des Staates New York die älteste Demokratie Nordamerikas befand. Sie wurde von den fünf indianischen Nationen der Onandaga, Oneida, Mohawk, Seneca und Kajuga schon Jahrhunderte vor dem Französisch-indianischen Krieg (1754-1763) geschaffen. Gemeinsam wurden sie als die Föderation der Irokesen bekannt, sich selbst aber nannten sie »Haudenosaunee«. Die Haudenosaunee waren ein organisiertes Volk mit einer intakten Regierung, für die die Idee der Unterwerfung nicht mit der Würde des Menschen zu vereinbaren war. Nach ihrer Überzeugung ist jeder Mensch frei in seiner eigenen Meinung. Diese Freiheit verdankt er dem Schöpfer, also kann er

nicht veranlaßt werden, irgendeine andere Macht anzuerkennen. Unter diesen Prämissen bauten sie eine repräsentative Demokratie auf, bei der die Frauen eines jeden Klans den Klanchef ernannten. So erwuchs die Führerschaft bei ihnen eher durch Vertrauen als durch Herrschaft.²³

1754 (also ein Jahr vor der Entstehung von Rousseaus Abhandlung) nahm Benjamin Franklin an einer Konferenz der Haudenosaunee in Albany (New York) teil. Er kam inspiriert von dem erfolgreichen Modell unabhängiger Staaten, die unter einem Gesetz zusammengefaßt waren, zurück. Schon bald darauf schlug er ein ähnliches Modell für die Kolonien vor. 22 Jahre später haben diese »Vereinigten Staaten« dann ihre Unabhängigkeit von England erklärt²⁴. Franklin hatte also sein Modell von den »Wilden« übernommen und ist damit, unter Berücksichtigung seiner Indianerpolitik (siehe Kapitel 8), ein treffendes Beispiel für die ausgesprochene Widersprüchlichkeit des »Weißen Mannes«.

²³ 500 Nations, Folge 5, 00:28-00:34 h

²⁴ ebd.

Fatal an dieser ganzen Sache ist, daß heute immer noch viele Menschen vom rousseauschen Naturverständnis geprägt sind und daß sich dadurch das Bild eines »harmonischen Urzustandes« des Menschen so tief in unseren Köpfen verankern konnte.

Ich finde es wichtig, an diesem Punkt einmal deutlich zu machen, das meine Kritik an Rousseau nicht in der Kritik der von ihm beschriebenen, auf einem harmonischen Leben mit der Natur basierenden Lebensweise besteht, sondern in seiner Annahme oder Unterstellung, die „Wilden“ hätten tatsächlich so gelebt. Denn dadurch wurde es möglich, sich auf ein vermeintlich goldenes Zeitalter zu beziehen und so mit verstelltem Blick auch die Gegenwart wahrzunehmen. Ich selbst erachte die von Rousseau beschriebene Lebensweise ja als ein Ideal. Aber eben als ein noch zu verwirklichendes Ideal.

Meiner Meinung nach ist der Begriff des »Wilden« viel zu undifferenziert, um heute überhaupt noch verwendet zu werden. Passender sind hier die Begriffe des »Eingeborenen« oder »Ureinwohners«, bei denen erst einmal nur definiert wird, daß jemand in eine bestimmte Umwelt hineingeboren wurde. Was Intellektualität sowie Kulturfähigkeit betrifft, sind beide Begriffe unvoreingenommen und daher wertfrei.

Ich persönlich verwende lieber den Begriff des »Einheimischen«, der von Jon Young²⁵ geprägt wurde. »Einheimischer« zu sein heißt bei ihm *nicht*, sich in einer bestimmten Region heimisch zu fühlen, weil man in sie hineingeboren oder in ihr aufgewachsen ist, sondern es heißt, daß man durch stetiges Lernen im Laufe seines Lebens den Platz, die Region, in der man lebt, so gut kennen gelernt hat, daß man eine Ansammlung von umweltspezifischem Wissen der jeweiligen Region gespeichert hat, die es dem Einheimischen ermöglicht, in seiner Heimat gut und bequem, d. h. ohne Überlebenskampf zu überleben. So stellt Young dem »Einheimischen« auch die Figur des »Fremden« gegenüber, der sich in einem bestimmten Territorium nicht auskennt, der die wichtigsten Fragen in Bezug auf Pflanzen und Tiere in dieser Umgebung nicht beantworten kann und der so in dieser Umgebung nicht (über)lebensfähig ist.²⁶ Interessant an der Figur des Einheimischen ist, daß er im Gegensatz zum Wilden auf einmal »heimisch« wird, und nicht mehr, wie noch bei Rousseau in »Horden durch die Wälder streifend« quasi heimatlos ist. Diese rousseausche Sichtweise war es ja, die beispielsweise den schier unmenschlichen Umgang mit den nordamerikanischen Indianern erst möglich gemacht hat. Ganz im Gegensatz zu dieser Sichtweise fühlten sich die nordamerikanischen Ureinwohner aber sehr wohl heimisch in den Regionen, in den sie lebten, sie hatten nur nicht die selbe Auffassung vom Besitz des Landes wie ihre Eroberer.

²⁵ Im Alter von 10 Jahren wurde Jon Young Schüler von Tom Brown und wurde die nächsten 8 Jahre von Brown genau so ausgebildet, wie dieser von seinem Lehrer Stalking Wolf. Weitere 10 Jahre verbrachte Jon an der Seite von Ingwe, der als Junge in den dreißiger Jahren vom Stamm der Akamba in Kenia genauso ausgebildet worden ist, wie Tom Brown von Stalking Wolf. Weitere Mentoren von Young waren die Lakota-Ältesten Gilbert Walking Bull und Tony Ten Finger sowie Jake Swamp, Sub-Chief des Wolfclans der Mohawks.



Jon Young

²⁶ Young, CD 1, Track 3

5. Zu Thoreau

Schon frühzeitig beschäftigten sich westlich geprägte Menschen mit den Möglichkeiten der »Wildnis«. Das wohl berühmteste Beispiel hierfür ist H.D. Thoreaus 1845 gestartetes Daseinsexperiment *Walden*. Auf Grund der Fülle an Material bei Thoreaus möchte ich aus seinem Werk hier nur einen Aspekt herausgreifen, da er für mein Thema wesentlich ist.

Als einen Hauptbeweggrund für sein Experiment, bei dem Thoreau sich in einer selbstgezimmerter Hütte am Waldensee in der Nähe von Concord, Massachusetts (USA) niederließ, gibt er an, sich dort »nur noch dem Wesentlichen des Lebens zu stellen«. Dieses Zitat ist ein äußerst wichtiges für mich, da es unterstreicht, worum es auch

mir bei der Auseinandersetzung mit der Wildnis geht. Das »Wesentliche des Lebens« erkennt Thoreau, genau wie Stalking Wolf, in einer einfachen und zurückgezogenen Lebensweise, die, auf das nötigste reduziert, dem von der modernen Zivilisation übersättigten und manipulierten Menschen dazu dient, in der »Unschuld und Güte der Natur« neue Werte zu entdecken und mit gleichsam »indianischer Weisheit« das Leben besser verstehen zu lernen. Hierin erkenne ich ein fast klassisch zu nennendes »Einsiedlertum«, in dem Thoreau sich nur unwesentlich von seinen christlichen Vorläufern – Franz von Assisi zum Beispiel – unterscheidet. Wie er verzichtete auch Thoreau auf jeglichen Komfort in seinem Leben. Er baute sich eine unter heutigen Maßstäben gesehen winzige Holzhütte mit einer Tür und einem kleinen Fenster, fast sämtlich aus recyceltem Material. Seine Nahrungsmittel baute er selbst an, denn es ging ihm ja darum, zu überprüfen, ob ein Mensch fähig ist, sich in und von der Natur selbst zu versorgen.

²⁷ Thoreau S. 50

Thoreau war ein Mensch der Tat, das gefällt mir an ihm. Er wollte nicht warten, bis nach einer Weltrevolution die von Marx versprochene Gerechtigkeit unter den Menschen einkehren würde. Er borgte sich lieber eine Axt und »ging hinunter in den Wald zum Waldenteich«, um sich ein Haus zu bauen und seine Idee zu überprüfen. Seinen Ausspruch: „Der zivilisierte Mensch ist ein erfahrener, vernünftiger Wilder.“²⁷ begreife ich aber nicht so sehr als feststehendes Faktum, sondern viel mehr als ein noch zu verwirklichendes Ideal.

Der Protestcharakter seiner Aktion, die sich gegen den »rastlosen, nervösen, geschäftigen« Charakter des »trivialen Neunzehnten Jahrhunderts« richtete, wurde vollends deutlich, als sich H.D. Thoreau in einer Aktion zivilen Ungehorsams weigerte, seine Kopfsteuer zu zahlen. In der Folge hat er seine Theorie des Zivilen Ungehorsams entwickelt, die später für Gandhi und Martin Luther King prägend sein sollte.

Leider übte Thoreau auf seine damaligen Zeitgenossen keinen besonders großen Einfluß aus (zur Blüte gelangte sein Werk erst ein Jahrhundert später), trotzdem aber hatten seine Aktionen Symbolcharakter. Daß H.D. Thoreau bis heute gefeiert wird (z. B. als zentrale Figur in Peter Weirs Spielfilm »Club der toten Dichter«) liegt nicht nur an der Prägnanz seiner literarischen Bilder, sondern vor allem am moralischen Ethos seiner Schriften, das den Menschen daran erinnert, seine Umwelt zu verstehen und sich auf die permanente Suche

nach der Dynamik und Wirksamkeit der geistigen Dimensionen unserer modernen Gesellschaft zu machen. Auch ein Punkt, in dem er sich mit Stalking Wolfs »Philosophie der Erde« überschneidet.

²⁸ American Heritage Dictionary

6. Zur Dualität von Paradies und Wildnis

»Paradies« und »Wildnis« sind zwei Wörter, die in ihrem heutigen Sprachgebrauch manchmal nicht mehr voneinander zu unterscheiden sind. Besonders »Wildnis« wird häufig verschwommen betrachtet, wenn sie als letztes Naturparadies beschrieben wird. Und im Garten (dem »Paradies«) keimt, wenn man nicht aufpaßt, immer wieder die »Wildnis«, das *Unkraut* auf. Obwohl doch auf Grund der Etymologie beide Wörter eher als gegensätzliches Paar verstanden werden müßten.

Der Begriff *Paradies* hat im Laufe der Jahrhunderte einen umfangreichen Wandlungsprozeß erfahren. Ausgehend vom altiranischen Wort *pairi-dæza*, welches sich aus den Worten *pairi* (herum) und *dæza* (Mauer) zusammensetzt, und als »umzäunter Bereich« zu verstehen ist, entwickelte sich das griechische *paradeisos* (Garten, Obstgarten), welches erstmals der griechische Historiker Xenophon in Anlehnung an die Parks und Gärten der persischen Könige benutzte und das so bei Bibelübersetzungen ins Griechische Verwendung für den Terminus »Garten Eden« fand. In allen gerade genannten Bedeutungen benennt es einen geschützten Bereich, in dem sich eine bestimmte Ordnung findet, die als positiv und wünschenswert erachtet wird, wohingegen das „Außerhalb“ dieses Bereiches als wild, gefährlich und ungeordnet gilt (erst bei Rousseau wird diese Bedeutung quasi umgekehrt, indem dieser „umzäunte Bereich“ bei ihm zum „Privatbesitz“ und durch die sich auf ihn berufenden und jetzt erst möglichen Streitigkeiten und Kriege zur Wurzel allen Übels wird). Das griechische *paradeisos* wurde später ins Latein adaptiert (*paradisus*) und entwickelte sich ca. im 12. Jh. aus dem Lateinischen und Altfranzösischen zum deutschen *Paradies*, in dem es heute im allgemeinen als Umschreibung für den Garten Eden oder an ihn angelehnte Bedeutungen wie „unberührtes Naturparadies“ verwendet wird.²⁸

Als Wurzel des Wortes *Wildnis* gilt das kymrische *gwylt*, was soviel wie „wild, wahnsinnig, schnell“ heißt. So bedeutet *wildi* und *wilde*

im Alt- und Mittelhochdeutschen „unbebaut, ungezähmt, fremd, unbewohnt, wüst“. Im Englischen taucht das Adjektiv *wild* in der Beowulf-Saga des 8. Jahrhunderts in dem Wort *wilddæor* (welches hier als »wildes Tier« keine „normalen“ Tiere, sondern »wilde Bestien« meint) zum ersten Mal in substantivischem Gebrauch auf. Aus *wilddæor*, das sich aus *wilde* (wildes Biest) und *dæor* (wildes Tier, Biest) zusammensetzt, entwickelte sich über das altenglische *wilddzornes* das moderne *wilderness*. Vom altenglischen Wort *dæor* (Biest) kommt auch das Wort *deer* (Hirsch) und erinnert uns mit der von ihm verbliebenen Silbe *der-* in *wilderness* daran, daß wilde Bestien aus damaliger Sicht die einzigen Bewohner der Wildnis waren. Obwohl *wilderness* wahrscheinlich schon im altenglischen existiert hat, trat es schriftlich erstmals im Mittelenglisch des 13. Jh. auf.²⁹

Die beiden Begriffe »Paradies« und »Wildnis« stellen also scheinbar zwei sich gegensätzlich zueinander verhaltende Prinzipien dar. Während »Paradies« eine durch den menschlichen Eingriff eingezäunte, gestaltete, kultivierte Natur ist, ist »Wildnis« das genaue Gegenteil, sich frei entfaltende, uneingeschränkte und vor allem sich auch ohne den Menschen ausbreitende und erhaltende Natur. Ich sage scheinbar, weil sich eben hinter jedem Paradies auch ein Stück Wildnis verbirgt, weil aber jede Wildnis das Paradies kategorisch ausschließt. Denn der Käfer kann sich zur Blume auch im Garten nur wild verhalten. Ist Wildnis also das überlegenere Prinzip? In jedem Fall setzt es sich auf Dauer und ohne menschliches Wirken immer durch, insofern könnte man es als überlegen bezeichnen. Und es ist auch das gesündere Prinzip, denn als Jäger und Sammler lebte man in der Wildnis gesünder, als zivilisierte Menschen in bäuerlichen Kulturen³⁰.

Und gerade wegen der momentanen Entwicklung auf unserem Planeten (wir steuern ja immer noch auf den globalen Kollaps zu) frage ich mich, ob es vielleicht auch das stärkere Prinzip ist, daß sich, wenn man nur lange genug dagegen verstößt, mit Gewalt seinen Weg bahnt. Besonders die in den vergangenen Jahrhunderten vorgenommenen Flußlaufbegradigungen und die durch sie hervorgerufenen Überschwemmungen oder die blinde Besiedelung von Erdbeben- und Hurrikangebieten mit den dazugehörigen Naturkatastrophen sind ein gutes Beispiel hierfür.

²⁹ American Heritage Dictionary

³⁰ Die Einführung der Landwirtschaft brachte, im Gegensatz zur landläufigen Meinung, nicht im geringsten nur Vorteile für die damaligen Menschen, sondern führte in ihrer Konsequenz zu einer drastischen Verschlechterung der Lebensqualität und der sozialen Gerechtigkeit. Man hat beispielsweise bei archäologischen Ausgrabungen festgestellt, daß die Angehörigen prähistorischer Bauernkulturen durchschnittlich in einem sehr viel schlechteren Gesundheitszustand waren, als Angehörige von Jäger- und Sammlergruppen, was unter anderem auf die einseitige Ernährung durch Kulturpflanzen zurückzuführen ist. Nicht zuletzt konnten sich erst durch die Einführung der Landwirtschaft einige der gefährlichsten heute bekannten Infektionskrankheiten wie Tuberkulose, Lepra, Cholera, Pocken und Masern überhaupt erst entwickeln. Diamond II S. 236-240

Für viele Menschen ist die Landschaft des 19. und frühen 20. Jahrhunderts schützenswert. Dieser Zustand scheint für sie Natur zu sein. Es ist das vom Menschen geschaffene Paradies aus Hecken und Feldgehölzen, aus Almwiesen, Streuobstwiesen, kleinen Feldern und Heideflächen und nicht die Wildnis, die viele Menschen schützen wollen. Man stellte in der Vergangenheit vieles davon unter Naturschutz, um heute festzustellen, daß es nicht zur Natur, sondern zur Kulturlandschaft gehört (und heute werden ja tatsächlich viele Kulturlandschaften mit Recht geschützt, da sie dem Erhalt der Artenvielfalt dienen). So war das Problem, das sich mit der Einrichtung eines Naturschutzgebietes ergab, folgendes: da man die Tätigkeit auf das Einzäunen, also das Ausweisen eines Naturschutzgebietes beschränkte, veränderte es sich. Man mußte es pflegen, um ewig das gleiche Bild der Vegetation zu erhalten. Natur – Wildnis – ist aber stetiger Wandel. Dieser jedoch ist vom Menschen oftmals unerwünscht.

Und so verwundert es nicht, daß es bei den Begriffen „Wildnis“ und „Paradies“ im modernen Sprachgebrauch oft Überschneidungen gibt, denn da, wo Wildnis heute noch existiert, neben den tatsächlich vom Menschen unberührten Urwäldern Afrikas und Südamerikas in den großen amerikanischen Nationalparks zum Beispiel, wird sie von vielen Menschen als Naturparadies, also als eine Form von *Paradies* wahrgenommen und beschrieben. Eigentlich ein der tatsächlichen Bedeutung vollkommen widersinniger Gebrauch, der aber auf Grund der Tatsache, das die Naturschutzgebiete häufig eingezäunt werden müssen, um vor dem Menschen geschützt zu werden, nur folgerichtig ist. So wurde der Natur das eigentlich Wilde ausgetrieben und der kultürliche Raum des Menschen hat Züge erhalten, die früher der natürlichen Wildnis zu eigen waren. Die Inhaltlichkeit beider Begriffe hat sich also eigentlich schon gegeneinander verschoben. Es wäre vielleicht eine interessante Idee, hier eine zukünftige Bestimmung der Kultur als Wildnis zu versuchen.

7. Wildnis – Eine Annäherung

Herkömmliche Wildnis-Definitionen lassen erahnen, welches Konfliktpotential dem Begriff innewohnt. Denn häufig wird Wildnis zwar

als etwas Rohes und Ungeordnetes beschrieben, dies kann auf den Menschen aber sowohl attraktiv, als auch abschreckend wirken.

Die Schwierigkeiten, die damit verbunden waren, der Wildnis in der Vergangenheit Herr zu werden, sind ein Hauptgrund für die Feindseligkeit, die die Menschen ihr noch immer entgegenbringen. Und es waren ja tatsächlich immense Gefahren, die in den Wäldern lauerten: Wölfe, Bären, giftige Schlangen. Dies jedoch freilich nur, weil man sich in der Wildnis nicht mehr *zu helfen*, nicht mehr richtig mit ihr *umzugehen* wußte. So wurde die Wildnis als eine Gefahrenzone wahrgenommen, aus der Unruhe und Angst in das Leben der Menschen hereinbrachen und sie ist auch heute noch der Bereich des Anderen, des Nicht-Humanen. Der alltägliche Sprachgebrauch definiert den Begriff Wildnis meist negativ, denn es sind gerade die *un-*Wörter, die ihm adjektivisch beigelegt werden: Wildnis ist unberechenbar, unübersichtlich, unmenschlich, ungepflegt, undurchdringlich, unordentlich, unfreundlich, unbehaglich, ungezähmt, unheimlich, unsentimental, und ungerecht. Der bedrohlichen Wildnis steht die harmlose heimische Kulturlandschaft gegenüber, in der alle Gefahren, alles Wilde ausgerottet ist.

Eines der treibenden Prinzipien der Wildnis ist das des Werdens und Vergehens. Wildnis ist stetiger Wandel. Und echte Naturwildnis ist ein Raum, der – je nach den Fertigkeiten eines jeden einzelnen – lebensbedrohlich sein kann. Sicher ist das auch etwas, was uns als Menschen Angst macht, denn in der Wildnis begegnet einem der Tod auf Schritt und Tritt, in unserer modernen Gesellschaft versuchen wir aber, den Tod möglichst aus dem Bewußtsein zu verdrängen. Dies mag ein weiterer Grund für die Berührungssängste mit echter Wildnis sein.

Doch die Wildnis ist nicht nur ein Synonym für das Natürliche, sondern auch für sein Gegenteil: wir sprechen von Großstadtdschungel, Straßenschluchten, Korruptionssümpfen und Finanzhaien. Vielleicht hat sich das, was wir Kultur nennen, längst in sein Gegenteil gekehrt!? Oder aber »Wildnis« ist als Prinzip so stark, das es auch unsere Kultur mit bestimmt. Was heute viele als Wildnis – als Gegenüber von Kultur – begreifen, ist vielleicht nichts weiter als eine „Metaebene“, die die Kultur als Teilaspekt in sich einschließt und deshalb – wie auch die Kultur – als natürlicher Bestandteil unseres Seins zu betrachten ist.

Und so frage ich mich im Laufe der Auseinandersetzung mit dem

Thema immer mehr, ob es eigentlich etwas anderes als »Wildnis« geben kann? Wenn ich einmal ein vermutetes *nein* als Antwort voranstelle, wie ist dann aber die momentane Richtung der kulturellen Evolution zu verstehen, in der der Mensch im Begriff ist, seine eigenen Lebensgrundlagen zu zerstören? Hat sich die Wildnis ver selbstständig, um ihren eigenen Untergang zu provozieren?

Die in der Vergangenheit erfolgte Überwindung der Wildnis hat tiefe Wunden in der Seele des Menschen hinterlassen. Weil sie über Jahrtausende unser primärer Bezugspunkt war, wuchs nun die Sehnsucht nach dem unberührten freien Leben, nach Authentizität und Wahrhaftigkeit. So entstand der Mythos vom »Edlen Wilden« (und wahrscheinlich auch der vom Paradies), der heute zwar widerlegt ist, die Sehnsucht jedoch bleibt. Ich denke, in großen Teilen ist diese Sehnsucht auch in ganz besonderem Maße eine Sehnsucht nach der verlorenen Heimat, eben jenem festen Bezugspunkt, der vielen Menschen heute fehlt und den die Natur/Wildnis früher bot.

Beobachtungen, die im Zusammenhang mit der von Edward O. Wilson 1984 entworfenen Biophilie-Hypothese³¹ stehen, haben gezeigt, daß es Menschen aus den unterschiedlichsten Kulturkreisen gibt, die bestimmte Landschaften und Landschaftsformen als harmonisch empfinden. Häufig sehen diese Landschaften so aus, wie eine für steinzeitliche Menschen positive Landschaft ausgesehen hat. Wichtig ist das Vorhandensein von Wasser und das Vorkommen bestimmter Bäume, trotzdem muß aber auch eine Offenheit der Landschaft gewährleistet sein, z. B. um gut jagen zu können oder den Überblick über etwaige Gefahren zu bewahren. Bei den Bäumen werden immer wieder dieselben Baumformen bevorzugt, und zwar gerade die, die dem Menschen früher in der Savanne als Bioindikatoren für das ausreichende Vorkommen von Wasser und jagdbarem Wild dienten.³² Dies zeigt, wie tief eine zumindest unbewußte Verbindung zur Wildnis beim heutigen Menschen noch reicht.

Und diese unbewußte Verbindung, dieses innere Bild eines „perfekten Urzustandes“ ist es, was die Wildnis auf uns so ambivalent wirken läßt. Denn der moderne Mensch hat sich so weit von diesem Urzustand entfernt, daß er ihn einerseits in Angst und Schrecken versetzt, weil er ihm so fremd geworden ist und er sich aber andererseits in diesen Urzustand zurücksehnt, weil er so paradiesisch war. So konnte sich eine stereotype Vorstellung von Natur etablie-

³¹ In seiner Biophilie-Hypothese hat Edward O. Wilson 1984 dargelegt, daß sich die Menschen aufgrund der ihnen angeborenen Biophilie zu anderen Lebewesen hingezogen fühlen und diesen Kontakt mit der Natur auch in einem ausreichenden Maße brauchen, um gesund zu bleiben, um den Sinn ihres Lebens zu finden und sich zu verwirklichen.
Edward O. Wilson. Biophilia. Harvard: Harvard University Press, 1984

³² www.br-online.de/wissensbildung/collegeradio/medien/wissensmagazin/natur/manuskript/natur_ms2.pdf

ren, die die Natur in einen positiven und einen negativen Aspekt trennt. Der positive Aspekt wird als »Paradies« beschrieben (bei Rousseau die Welt des »Edlen Wilden«), in ihn projiziert der Mensch all seine Sehnsüchte nach einer heilen Welt; und der negative Aspekt drückt sich in den üblichen Vorstellungen einer unmenschlichen und unberechenbaren »Wildnis« aus.

³³ Herwig Decker, *Wozu brauchen wir Wildnis?*, aus : *Berge* 2/2000; Quelle: http://www.waldwildnis.de/cd/archiv/decker/lit_page.htm

Wichtig finde ich an diesem Punkt eine Unterscheidung von »Wildnis« als Idee oder Prinzip, dann quasi als Urformel der Welt, und von »Wildnis« als Ort im Sinne einer Natur- oder Urwildnis. Diese ist zwar immer mehr im Schwinden begriffen – und hier wird wieder das Paradox sichtbar, das die Wildnis enthält, denn in dem Maße, in dem sich die Grenzen der tatsächlichen Naturwildnisse immer weiter nach hinten verschieben wächst auch das Interesse des Menschen an der Wildnis. Man vermißt eben immer nur das, was man verloren hat.

Zum Definitions-Dilemma der Wildnis schreibt der Amerikaner Roderick Nash:

„[Der Begriff] Wildnis hat auf den ersten Blick eine irreführende Gegenständlichkeit. Das Schwierige daran ist, daß er ein Substantiv ist und sich verhält wie ein Adjektiv. Es gibt Wildnis nicht als eigentliches materielles Objekt. Der Terminus beschreibt eine Eigenschaft [...], die in einem bestimmten Individuum eine bestimmte Stimmung oder ein bestimmtes Gefühl erzeugt.“³³

Damit sind wir bei der Tatsache, daß Wildnis im individuellen Erleben eines jeden Einzelnen entsteht. Was der eine noch lange nicht für Wildnis hält, ist dem anderen schon Wildnis genug. Zudem ändert sich das persönliche Empfinden von Wildnis, je nach dem, wie lange man sich in sie begibt. Je länger man sich in ihr aufhält, desto mehr wird man Teil von ihr, und desto mehr wird so das »Draußen« zum »Dinnen«.

Für mich bedeutet Wildnis als ambivalenter Begriff beides: Ort *und* Idee. Aber nur wenn ich die Idee verinnerlicht, sie durch Erfahrung integriert habe, kann ich die Wildnis auch in ihren örtlichen Manifestationen erkennen. Wenn ich in den Leipziger Auwald gehe, dann befinde ich mich (in meinem Erleben) dort in der Wildnis. Mich mag der Lärm der Stadt stören, sicher, aber ich erkenne hier die gleichen Prinzipien und Gesetze, die mir auch in der Wildnis Skandinaviens

oder Kanadas begegnen. Der Unterschied ist der, daß im Gegensatz zu einer halbwegs intakten, fast menschenleeren Naturwildnis der Mensch als Tier hier das Ökosystem in ganz entscheidendem Maße *dominiert* und leider nachhaltig zu Ungunsten der Natur beeinträchtigt.

Wildnis bleibt also ein äußerst schwer faßbarer Begriff. Und vielleicht ist das auch gar nicht so schlecht.

Teil III Die Idee einer Synthese von Wildnis und Zivilisation

8. Eine kurze Geschichte des Menschen als wildem Tier

Vor der Industrialisierung lebten die meisten Menschen auf dem Land unter bäuerlichen Verhältnissen oder in irgendeiner anderen Form noch mit der Erde verbunden. Dies änderte sich durch die Industrialisierung erheblich. Wo dieser Prozeß endet, ist momentan nicht abzusehen, vorläufige Höhepunkte sind Kinder, die meinen, Fleisch würde in der Fabrik produziert oder Kinder, die nur noch lila-weiße Milka-Kühe kennen.

Wie aber konnte es überhaupt so weit kommen? Eine Grundvoraussetzung ist, daß wir aus unserer leider immer noch andauernden anthropozentrischen Weltsicht heraus zur Zeit einen grundsätzlichen Unterschied zwischen Mensch und Natur machen, der uns in unserem moralischen Urteilen und Handeln leitet. Daß dieser Unterschied nicht der Realität entspricht, hat Diamond in *Der Dritte Schimpanse* eindrücklich beschrieben³⁴. Dies finde ich wichtig, weil meiner Meinung nach nur auf Grund dieser Unterteilung in Mensch und Natur der momentane Umgang mit Natur/Wildnis überhaupt erst möglich wird.

In allen biologischen Texten werden Menschen und Menschenaffen heute in die gleiche Ordnung eingestuft, in die der Primaten. Sie werden auch in die gleiche Überfamilie (mit der Bezeichnung Hominoidea) eingestuft, jedoch in separate Familien, und zwar in Hominoidea (Menschenartige) und Ponginae (Menschenaffen). Genetische Untersuchungen haben jedoch gezeigt, daß die beiden Schimpansenarten dem Menschen genetisch ähnlicher sind, als anderen Menschenaffenarten. Der genetische Abstand zwischen uns und dem Zwerg- und gewöhnlichen Schimpansen beträgt 1,6 Prozent. Er ist damit kleiner als beispielsweise der Abstand zwischen zwei Gibbonarten (2,2 Prozent) oder zwischen so eng verwandten Vogelarten wie Zilpzalp und Fitis (2,6 Prozent). Alle Taxonomen³⁵ sind sich heute darin einig, daß Zilpzalp und Fitis zur Gattung *Phylloscopus* und die beiden Gibbonarten zur Gattung *Hylobates* gehören. Doch die Angehörigen dieser beiden Gattungen sind genetisch weiter voneinander entfernt, als der Mensch von den beiden Schimpansenarten. Wie können Menschen und Schimpansen da zu unterschiedlichen Gat-

³⁴ Diamond II S. 34 - 37

³⁵ 1758 führte der schwedische Naturforscher Linné die Taxonomie, eine Systematik der Bezeichnungen von allem Lebendigen, ein: Eine Hierarchie, gebildet aus mehreren Hauptebenen mit dem Taxon als oberster Ebene. Danach folgen Abteilung, Klasse, Ordnung, Überfamilie, Familie, Gattung und Art.

tungen gehören? Zwar ist die taxonomische Einordnung von Arten nach genetischen Gesichtspunkten relativ neu und umstritten, aber sie bietet eine weitaus objektivere Methode, als die übliche Ordnung nach recht subjektiv wahrgenommenen Bedeutungen von Unterschieden der einzelnen Arten. So gesehen bilden die Menschen keine eigene Familie, geschweige denn eine Gattung, sondern gehören in die gleiche Gattung wie die beiden Schimpansenarten. Hieraus müßte sich eigentlich eine Umklassifizierung der Gattungen ergeben, die den Schimpansen mit seinen zwei Unterarten der Gattung *Homo* zuordnet.³⁶ Wer weiß, was möglich wäre, wenn wir uns wieder als Tier verstehen könnten.

Davon sind wir jedoch leider weit entfernt. Da der Mensch sich als etwas völlig anderes, der Natur Entgegengesetztes begreift, konnten sich eine Vorstellung vom Leben als „Kampf gegen die Naturgewalten“ und die Idee der „Unterwerfung der Erde“ in unseren Köpfen festsetzen. So nahm die Entwicklung weg von der Natur in einem langsamen Prozeß ihren Lauf. Über Generationen hinweg blieb er für das Individuum unüberschaubar. Jede einzelne neue Technologie mochte für sich harmlos wirken, und für den Einzelnen stellte sie ohne Frage eine Erleichterung des alltäglichen Lebens dar. In ihrer Gesamtheit jedoch, und durch selbstsüchtigen Einsatz birgt sie größte Gefahr. Hinzu kommen in einer heute weitgehend globalisierten Welt Großkapitalismus, Gewinnmaximierung und *messy problems*³⁷. Eine giftige Mischung.

Indes, vielleicht liegen ja Krieg und Umweltzerstörung mehr in unserer Natur, als wir es uns bisher eingestehen wollen? Hierzu einige historische Fakten. Verschieden Faktoren sprechen für die Errungenschaften der im eiszeitlichen Europa einwandernden modernen Menschen als Großwildjäger. Ihre Siedlungen waren viel zahlreicher als die der Neandertaler, was als Zeichen für ihren größeren Erfolg bei der Nahrungssuche gewertet werden kann. Viele Großwildarten, die andere Eiszeiten überlebt hatten, starben gegen Ende der letzten Eiszeit aus. Dies läßt darauf schließen, daß moderne Menschen mit ihren neuen Jagdwaffen und ihren auf Grund der differenzierteren Sprache besseren Jagdtechniken die Todesbringer waren. Zu den vermutlich so vom Menschen ausgerotteten Arten zählen das Mammut, das Wollnashorn und der Riesenhirsch, der Riesenbüffel, das Riesenpferd und das Riesenkänguruh.³⁸ Rote Listen sind also keine alleinige Erscheinung der Neuzeit.

³⁶ Diamond II S. 34 - 41

³⁷ „Jeder Politiker weiß, daß wir es [heute, Anm. d. A.] zumeist mit *messy problems* zu tun haben, die mehrdeutig, ungewiß, hochverknüpft und durch Wertkonflikte geprägt sind. Anspruch steht gegen Anspruch, Theorie gegen Theorie.“ Norbert Bolz in: *Jetzt heißt es erwachsen werden*, aus der TAZ vom 17.1. 2006, S. 15

³⁸ Diamond II S. 65

Zu den am besten erforschten Beispielen der Zerstörung der eigenen Lebensräume und Existenzgrundlagen zählen Indianer und Polynesier – gerade diejenigen, deren Verhalten besonders oft als vorbildlich dargestellt wird. Im Laufe der Besiedlung Nord- und Südamerikas rotteten die Vorfahren der Indianer in wenigen hundert Jahren die meisten größeren Säugetiere aus, unter ihnen so unterschiedliche Arten wie Löwen, Pferde, Riesengürteltiere, Mammute und Säbelzahnkatzen. Die komplette Abholzung der Osterinsel als hausgemachte ökologische Katastrophe führte im weiteren zum völligen Zusammenbrechen der polynesischen Gesellschaft durch Kriege und Kannibalismus. Schließlich sind die Anasazi in New Mexico ein weiteres Beispiel für den Untergang einer Hochkultur durch ökologischen Raubbau. Indem sie über Jahrhunderte ihre Wälder abholzten und das einst blühende Land so in eine Wüste verwandelten, schufen sie sich ihr eigenes Grab. Selbst die andauernde Machtverschiebung antiker eurasischer Zivilisationen gegen Westen ist auch auf das wiederholte Zusammenbrechen hochentwickelter Zivilisationen durch die Zerstörung der natürlichen Existenzgrundlagen zurückzuführen. Als Beispiele dienen hier in chronologischer wie geographischer Reihenfolge der Untergang des Perserreiches (der nicht nur durch den Sieg Alexanders des Großen herbeigeführt wurde), der Zusammenbruch der griechischen Zivilisation, später der Fall Roms mit der Machtverlagerung nach Westeuropa. Jahrtausendlang Abholzung, Überweidung, Erosion und Versandung der Täler verwandelten das Kernland westlicher Zivilisation in eine relativ trockene, karge und unfruchtbare Landschaft.³⁹

Auch was Krieg und Genozid betrifft, sind die Vorkommnisse in unserer frühen Geschichte beunruhigend. Man kann davon ausgehen, daß die Neandertaler durch das Einwandern des modernen Menschen in ganz ähnlicher Weise dezimiert wurden, wie nordamerikanische Indianer⁴⁰ oder australische Aborigines⁴¹ durch weiße Siedler. Höchstwahrscheinlich gingen sie nicht, wie die Siedler in Nordamerika und Australien, absichtlich und berechnend vor⁴², jedoch mit ähnlichen Mitteln. Es passierte, was auch in der Neuzeit immer wieder passiert ist, wenn ein zahlenmäßig überlegenes Volk mit fortschrittlicher Technologie in das Territorium eines zahlenmäßig und technologisch unterlegenen Volkes eindringt. Ein Großteil der Urpopulation stirbt an eingeschleppten neuen Krankheiten oder wird umgebracht. Die wenigen Überlebenden werden in sekundäre Gebiete abge-

³⁹ Diamond II S. 416

⁴⁰ Siehe die Zitate ehemaliger Präsidenten weiter unten in diesem Kapitel

⁴¹ In Tasmanien gab es im 19. Jahrhundert hinein sogenannte „roving parties“, bei denen Gruppen von Sträflingen, angeführt von Polizisten, ausgesandt wurden, um Jagt auf Tasmanier zu machen. Nach dem Vorbild der tasmanischen „roving parties“ gab es in Australien bis weit ins 20. Jahrhundert hinein ähnliche Praktiken, bei denen die Regierung berittene Polizisten (die Eingeborenenpolizei) einsetzte, deren Taktik darin bestand, Aborigines aufzuspüren und zu töten. Dafür umzingelten sie im Schutze der Nacht ein eingeborenes Lager, um dann im Morgengrauen mit Schußwaffen gegen sie vorzugehen. Diamond II S. 353 f

⁴² Diamond II S. 348 - 356

drängt, wo sie dem langsamen Verfall anheimfallen, oder gehen in sogenannten Mischehen auf.⁴³ Dieser Wesenszug ist jedoch kein rein menschlicher, wie gut dokumentierte die Ausrottungen ganzer Schimpansengruppen durch benachbarte Schimpansengruppen zeigen. Bei ihren „Kriegszügen“ gegen ihresgleichen gehen auch Schimpansen über einen Zeitraum von mehreren Jahren systematisch und berechnend vor, indem sie immer wieder zu mehreren in entlegene Gebiete der anderen Gruppe eindringen (dort ist die Chance größer, die jeweiligen Mitglieder der anderen Gruppe alleine anzutreffen) und dort einzelne Schimpansen töten.⁴⁴

⁴³ Diamond II S. 70 ff

⁴⁴ Diamond II S. 364 ff

Dies alles macht deutlich, daß es für Menschen schon immer schwer war, ressourcenschonend und umweltschützerisch zu wirtschaften. Lange Zeit war dies auch nicht zwingend notwendig, dies wurde es erst mit dem heutigen Maße an technologischer Entwicklung. Es gilt also nicht, vorindustrielle Völker für ihren Raubbau zu verurteilen, sondern unseren größtmöglichen Nutzen aus ihren Fehlern zu ziehen. Wieso sollten wir heute bei der Abholzung der tropischen oder nordischen Urwälder den gleichen Fehler begehen, den die Anazazi vor rund 800 Jahren schon einmal begangen haben? Im Gegensatz zu unseren Ahnen haben wir mit unseren heutigen technischen Mitteln die Möglichkeiten zum wissenschaftlichen Verständnis solcher Katastrophen, und können auch längerfristige Prozesse überschauen. Dadurch sind wir zum vorausschauenden Planen in der Lage und könnten diese Katastrophen verhindern. Trotzdem holzen wir, um nur zwei Beispiele zu nennen, in einem atemberaubenden Tempo tropische und nordische Urwälder ab und gehen weiter auf Walfang, als wäre nie etwas geschehen.

Egalitäre Jäger- und Sammlergesellschaften entwickelten jedoch immer wieder auch umweltschonende Praktiken, da sie viel Zeit zum Vertrautwerden mit ihrer Umwelt und zur Erkenntnis der eigenen Interessenlage hatten. So entwickelten z. B. die Maori auf Neuseeland, nachdem sie ihre Lebensgrundlagen durch einen immensen Raubbau an der heimischen Tierwelt fast völlig zerstört hatten und sich durch die darauf folgenden Hungersnöte in ein ganzes Zeitalter kriegerischer Auseinandersetzung stürzten, Techniken, um ihre Umwelt zu schonen. Ihre Schamanen konnten ganze Landstriche für Tabu erklären; sie durften nicht betreten werden, bis sich die Wildbestände wieder erholt hatten, was streng überwacht wurde.

Dieses Beispiel zeigt, daß es den von Rousseau angenommenen sich natürlich ergebenden Idealzustand vom Leben in der Natur tatsächlich wohl nie gab, sehr wohl aber ein hartes Ringen verschiedener eingeborener Völker, durch Stammestraktionen oder Verhaltenskodizes der Umweltzerstörung Einhalt zu gebieten um so ihre natürlichen Lebensgrundlagen zu erhalten.

Im Gegensatz zu diesen Jäger- und Sammlergesellschaften schaffen wir diesen Schritt momentan nicht. Oder aber, unser derzeitiges Tempo der technologischen Entwicklung hat es uns unmöglich gemacht, entsprechend wirksame Schutzmechanismen - sei es technologisch oder in unserem Verhalten - für die Umwelt zu entwickeln. Die Frage ist, wird es jemand wagen, diesen Teufelskreis nachhaltig zu durchbrechen, oder anders, besteht überhaupt ein Interesse daran, die Umwelt zu schützen und die Zerstörung von Lebensräumen und das Artensterben grundsätzlich zu beenden? Der Mensch erkennt zwar langsam den Wert, den die Natur für sein Weiterbestehen auf diesem Planeten hat (sonst würden nicht Hunderte Mitarbeiter pharmazeutischer Beriebe gerade in diesem Moment die letzten Urwälder nach geeigneten Rohstoffen für neue Medikamente durchforsten), trotzdem aber kann ich in seiner grundsätzlichen Herangehensweise bisher keinen Bewußtseinswandel ausmachen⁴⁵. Die Natur ist immer noch zum Ge- oder Verbrauch da, und das Tempo, mit dem sich die Pharmazeutiker durch den Dschungel schlagen, ist einzig auf ihre Angst zurückzuführen, sie könnten die eine wichtige Pflanze verpassen, bevor sie ausgerottet ist.

Das Bild vom »Edlen Wilden« sitzt noch immer tief in unseren Köpfen. Dies ist bequem, denn in dem Maße, in dem wir uns auf eine bessere Vergangenheit (ein Goldenes Zeitalter) beziehen können, können wir es auch versäumen, uns um die Gegenwart zu kümmern. So kann aus einer idealisierten Vergangenheit nur eine realitätsferne Gegenwart entstehen. Hätten wir, wie Rousseau dies annahm, vor der industriellen Revolution tatsächlich in Harmonie mit der Natur gelebt, könnten wir aus unserer Vergangenheit nur lernen, wie tugendhaft wir einmal waren und welche schreckliche Verwandlung wir seit dem erfahren haben. Die Menschen lernen jedoch aus der Vergangenheit nichts, weil es diesbezüglich nichts aus ihr zu lernen gibt.

Und so ist ein Großteil der Bevölkerung völlig resigniert ob der politi-

⁴⁵ Natürlich ist dieser Bewußtseinswandel gerade durch Umweltschutzorganisationen auf der ganzen Welt „im Kommen“ und in den letzten 30 Jahren hat sich die Umweltpolitik enorm entwickelt, aber im *grundsätzlichen* Herangehen des Menschen an seine Umwelt hat sich dieser Wandel noch nicht niedergeschlagen.

schen, wirtschaftlichen und ökologischen Zustände auf unserem Planeten, möchte aber eigentlich bloß noch seine Ruhe haben. Hinzu kommt in den meisten Ländern der Welt eine Politik, die aus Mangel an Bildung und Feingefühl die gegenwärtigen Mißstände nur äußerst rudimentär wahrnimmt und im Zusammenspiel mit der Wirtschaft (1. Welt) oder dem Militär (Entwicklungsländer) oft nur an ihrer persönlichen Bereicherung interessiert ist. Denn in diesem Punkt möchte ich Rousseau ausnahmsweise einmal Recht geben:

„Die entstehende Regierung hatte keine beständige und regelmäßige Form. Der Mangel an Philosophie und Erfahrung ließ nur die gegenwärtigen Mißstände bemerken, und man dachte nur in dem Maße daran, die anderen zu beheben, indem sie sich zeigten.“⁴⁶

⁴⁶ Rousseau S. 95

⁴⁷ »Soziale Kompetenz« heißt für mich in diesem Falle vor allem die Fähigkeit zu gesunder psychischer Wahrnehmung einer Situation oder Problemstellung und dem entsprechenden situationsadäquatem Verhalten

⁴⁸ siehe Maaz 2003

In dieser Hinsicht ist meiner Meinung nach auch die soziale Kompetenz⁴⁷, oder vielmehr Inkompetenz vieler heutiger Menschen wichtig. Viele amerikanische und europäische Kinder verbringen heutzutage einen großen Teil ihrer Zeit mit passiver Unterhaltung. Schon Kleinkinder werden vor dem Fernseher „abgestellt“, damit die Eltern ihre Ruhe haben. Demgegenüber haben und hatten Kinder, die in primitiven Gesellschaften aufgewachsen sind, praktisch keine Gelegenheit zu passiver Unterhaltung. Sie beschäftigten sich von früh bis spät auf die eine oder andere Weise aktiv, z. B. durch Spiele oder Gespräche mit anderen Kindern oder Erwachsenen. In fast allen Untersuchungen zur kindlichen Entwicklung wird die besondere Bedeutung von Stimulation und Aktivität als Voraussetzung geistiger Entfaltung hervorgehoben, während gleichzeitig auf die irreversible geistige Verstümmelung hingewiesen wird, die durch ungenügende Stimulation hervorgerufen wird.

Betrachtet man dazu noch den Umgang mit Klein- und Kleinstkindern in westlichen Gesellschaften (ich denke da z. B. an ein viel zu frühes Trennen der Kinder von der Mutter in Kinderkrippen oder die häufig pädagogisch ungenügende Betreuung in Kindergärten), die oftmals ungenügende Vorbereitung und Unterstützung der Eltern, welche gesellschaftlich kaum gefördert und anerkannt ist, das Leben in Kleinfamilien mit wenig qualitativ guten Sozialkontakten nach außen, und unsere im allgemein als geradezu kinderfeindlich einzustufende Gesellschaft⁴⁸, erhält man eine „Grundformel“ der sozialen Inkompetenz heutiger westlicher Menschen. Dies jedoch ist ein Thema für sich und leider unmöglich im Rahmen dieser Arbeit abzu-

handeln.

Zusammenfassend möchte ich hier fragen, ob wir uns unter diesen Voraussetzungen noch sicher sein können, daß wir auf die bestmögliche Weise mit unseren immensen sozialen, wirtschaftlichen, umwelttechnischen und interkulturellen Problemen umgehen?

Daß das Problem der Entzweigung von der Natur durchaus auch ein politisches ist, wird am Beispiel der nordamerikanischen Indianer deutlich. Die Besiedelung des nordamerikanischen Kontinents durch weiße europäische Eroberer ist in ihrem umfassenden Ausmaß und in ihrer schonungslosen Brutalität ein Paradebeispiel für die menschliche Natur der Eroberung, die damals wie heute einzig der Gewinnung von Lebensraum oder Ressourcen diene.

Das Beispiel Nordamerikas fällt in diesem Zusammenhang deshalb auf, weil es sich bei dem eroberten Gebiet um ein unbeschreiblich großes handelt und weil die Eroberung in einem relativ kurzen Zeitraum abgeschlossen war. Es ist verblüffend und schockierend zugleich mit welcher Vehemenz die geschichtlichen Tatsachen noch heute verschwiegen und heruntergespielt werden. Die Lebensweise der Indianer wurde und wird immer noch von vielen Weißen als rückständig und brutal, ihre Rasse als barbarisch und dumm beschrieben. So wurde mit allen möglichen und unmöglichen Mitteln versucht, sie auszurotten. Als Ausdruck der Einstellung der weißen Eroberer gegenüber den rechtmäßigen Bewohnern dieses Landes sollen folgende Zitate aus der Indianerpolitik ehemaliger Präsidenten der USA dienen:

Präsident George Washington: „Unmittelbare Ziele sind die völlige Zerstörung und Verwüstung ihrer Siedlungen. Besonders wichtig wird es sein, ihre Feldfrüchte in der Erde zu vernichten und die Felder unbestellbar zu machen.“

Präsident Thomas Jefferson: „Diese unglückselige Rasse, für deren Rettung und Zivilisation wir soviel Mühen auf uns nahmen, hat durch ihre plötzliche Untreue und gräßliche Barbarei genug verbochen, um ihre Auslöschung zu rechtfertigen, und harrt nun unseres Beschlusses über ihr Schicksal.“

Präsident Andrew Jackson: „Sie besitzen weder die Intelligenz und den Fleiß noch die sittlichen Bräuche und den Wunsch nach Verbesserung als Voraussetzung für einen positiven Wandel ihrer Lage. Da sie nun mitten unter den Angehörigen einer überlegenen Rasse weilen [...] müssen sie zwangsläufig der Macht der Umstände weichen und bald verschwinden.“

Präsident Theodore Roosevelt: „Die Siedler und Pioniere hatten im Grunde

das Recht auf ihrer Seite; dieser großartige Kontinent konnte auf Dauer kein Reservat für schmutzige Wilde bleiben.“⁴⁹

Diese Äußerungen schockieren um so mehr, weil zumindest Jefferson, Jackson und Roosevelt sich der Tatsache hätten bewußt sein können, daß sie ihr Modell unabhängiger demokratischer Staaten durch Benjamin Franklin von der Föderation der Irokesen und damit von der von ihnen so gescholtenen Rasse übernommen hatten. Insofern ist gerade der Begriff „schmutzige Wilde“ unfaßbar und zeugt in seiner Unreflektiertheit einzig von der blinden Selbstverliebtheit seines Verfassers.

⁴⁹ Sämtlich aus Diamond II S. 386 f

9. Wildnispädagogik

Seitdem sich der anatomisch moderne Mensch entwickelt hat, hat die Menschheit ca. 90% ihrer Zeit auf diesem Planeten in schamanischen Jäger- und Sammlergesellschaften verbracht. Diese Zeit war so prägend, daß der Mensch, wie Wilson mit der Biophilie-Hypothese gezeigt hat, auch heute noch zu einem hohen Grad sowohl physisch, als auch mental-spirituell in diesem Sinne funktioniert. Wenn wir also diese uns ureigenste und sozusagen naturgegebene Lebensweise besser verstehen lernen würden, dann könnten wir unser Wissen und Verständnis über uns und die Vorgänge um uns herum immens vertiefen und es wäre uns vielleicht möglich, unser wahres Potential für die Lösung heutiger und zukünftiger Probleme viel besser auszuschöpfen. Denn wir können als Spezies nur überleben, wenn wir uns in das System, das uns erhält, auch gefühlsmäßig wieder eingliedern. Die Synthese aus Stammesgesellschaft und moderner Lebensweise kann nur dann funktionieren, wenn wir uns wieder als Systemzugehörig begreifen.

Es hat lange gedauert, bis wir uns den „Luxus“ des Verständnisses für die Umwelt (wieder) erarbeitet hatten, welches es unter Naturvölkern oft gegeben hatte, und das eine aktive, alltägliche und bewußte Beziehung zur Umwelt und dem damit einhergehenden Umweltschutz einschließt. Obwohl „Umweltschutz“ hier eigentlich der falsche Begriff ist, da er ja eine Umweltzerstörung voraussetzt. Richtiger wäre der Begriff der „Umweltpflege“. Und ich denke, dies ist es auch, was mit den biblischen Worten „machtet euch die Erde Untertan“ gemeint ist. Nämlich für die Erde zu sorgen. So, wie eigent-

lich auch ein Herr für seine Untertanen sorgen, und nicht sie beherrschen und ausbeuten soll.

Seitdem wir uns aber versuchen von der Natur loszusagen, gibt es viele Dinge, über die wir nichts mehr wissen. So haben wir vor langer Zeit einen gewissen Teil des Lernens, nämlich das Wissen und Verständnis um unser Ökosystem und aller daran beteiligten Vorgänge sowie die darin enthaltenen Tiere und Pflanzen, einfach weglassen lassen. Dadurch ging uns auch die damit verbundene Entwicklung einer bestimmten Aufmerksamkeit oder Wahrnehmung und die darauf basierende Entwicklung unseres Gehirns verloren. Das Gehirn aber ist es, welches darüber bestimmt, wie wir über das Leben denken und fühlen.

Durch ständiges Lesen und Interpretieren aller Spuren und Zeichen in der Landschaft erreichten Naturvölker einen Grad an Wahrnehmung, der uns westliche Menschen in ungläubiges Staunen versetzt und uns Ausdrücke wie „sechster Sinn“ oder „Übersinnlichkeit“ abverlangt, um ausdrücken zu können, was wir mit ihnen erleben. Ich habe jedoch keine übersinnlichen Fähigkeiten, wenn ich, stundenlang durch ein riesiges Waldgebiet streifend, plötzlich prophezeie: in ca. 500 Metern werden wir auf ein ausgedehntes Gebiet von Feldern und offenen Wiesen treffen. Vielleicht habe ich ja einfach nur eine Feldlärche singen hören und weiß um ihre Lebensgewohnheiten. Aber das werde ich natürlich keinem verraten.

Viele innere Mechanismen führen dazu, vor der Realität die Augen zu verschließen. Wir erlernen sie von Kindesbeinen an und sind täglich aufs neue von ihnen umgeben. Sie bestimmen oft nicht nur unser Verhältnis zur Welt, sondern auch unsere engsten zwischenmenschlichen Beziehungen. Wie viel einfacher ist es sich lügend und heuchelnd durchs Leben zu schlagen, als einen Pfad der Wahrhaftigkeit zu gehen. Klar sind Masken im alltäglichen Leben manchmal nötig. Jeder von uns trägt sie, und das ist in vielen Situationen gut und wichtig. Jedoch dürfen sie nicht lebensbestimmend werden. Von nichts anderem aber kann die Rede sein, wenn man sich die politischen, wirtschaftlichen und ökologischen Verhältnisse unseres Planeten vor Augen führt.

Eine Innenschau, wie sie in der Wildnis möglich ist, kann dazu dienen, bewußter mit sich und der Umwelt umzugehen. Sie kann einem die Augen öffnen für diese andere Welt da draußen, die noch

immer existiert – die immer existiert hat – obwohl wir uns schon vor so langer Zeit von ihr losgesagt und obwohl die meisten Menschen heute überhaupt keinen Bezug mehr zu ihr haben.

Nicht nur unsere Vorfahren, auch heutige „primitive Gesellschaften“ schicken ihre jungen Menschen an der Schwelle zum Erwachsenwerden in die Wildnis, denn entgegen dem, was heutige Philosophen „kritische Selbstreflexion“ nennen, haben diese Völker noch die Einsicht, daß man seine Welt verlassen muß, um sie erkennen zu können. Denn nur, wenn die Grenze zwischen Kultur und Wildnis überschritten wurde, erfährt der Mensch, wer er ist, schrieb der Anthropologe Hans Peter Dürr in seinem Klassiker *Traumzeit*⁵⁰.

⁵⁰ Hans Peter Duerr: *Über die Grenze zwischen Wildnis und Zivilisation.*, Suhrkamp, Frankfurt/Main 1985

Natürlich ist so ein einjähriger Wildnisaufenthalt, wie ich ihn im ersten Teil der Arbeit beschrieben habe, nicht für jeden das Richtige. Doch selbst ein anfänglich flüchtiger Blick auf das „Reich der Wildnis“ ermöglicht einem völlig neue Sichtweisen auf die Welt. Hierzu gibt es auch in Deutschland an unterschiedlichen Wildnisschulen eine Vielzahl von Kursangeboten und Weiterbildungen, die jedem einzelnen die Möglichkeit geben, sich langsam an das Thema heranzutasten und das für ihn Richtige Maß der Auseinandersetzung mit dem Themenkomplex „Wildnis“ zu finden.

Mit der Wildnispädagogik hat sich hierfür im Laufe der letzten 20 Jahre ein gutes System etabliert. Am längsten bewahrt haben diese Art und Weise des intrinsischen Lernens im alltäglichen Lebensvollzug und in tiefer Verbundenheit mit der Erde die sogenannten Naturvölker. Von ihnen können wir noch heute diese Urform des Lernens wieder erlernen und auch die Funktion und Bedeutung des Mentors begreifen. Das „Lernen“ geschieht hier im Alltag ganz nebenbei und völlig unbemerkt, d. h. es wird auch von den Kindern nicht als lästiger und oft uninteressanter Unterricht wahrgenommen. Der Mentor als Lehrer ist hier im besten Fall ein Begleiter, der den Schüler nicht seine Weltsicht (Verhaltensregeln, Erziehung etc.) lehrt, sondern ihn zum selbstständigen Entdecken der Welt und seiner Selbst animieren will. Praktiziert wurde und wird diese Art des Lernens von vielen „primitiven“ Naturvölkern. Hier gibt es keine Schulen oder Erziehungsanstalten, wo man seine Kinder und deren „Erziehung“ abstellen kann. Somit wird von allen Mitgliedern der Gesellschaft ein hohes Maß an Eigenverantwortung gefordert, welches so natürlich auch an die Kinder weitergegeben wird.

Entscheidend ist hier, daß auch der Mentor die Erfahrungen, die er

weitergeben möchte, selbst durchlebt hat, denn wer seine eigenen Kräfte und Grenzen nicht kennt, weiß nicht, was er anderen zutrauen kann. So sind es auch diese grundlegenden Erfahrungen, welche die Wildnispädagogik zum Inhalt hat: unabhängig und selbstbestimmt zu leben lernen, innere Kräfte und Grenzen und mit ihnen auch die Werkzeuge kennen zu lernen, die helfen, Menschen bei ihren Erfahrungen in und mit der Natur zu begleiten und sie so bei der Beziehungsaufnahme zu innerer und äußerer Wildnis zu unterstützen. Die Wildnis erweist sich so als idealer Ort, um Persönlichkeitsbildung und kognitives Lernen zu fördern. Sie ermöglicht einen größtmöglichen Input an sinnlicher Wahrnehmung. Und Wahrnehmung ist sowohl aus neurobiologischer, als auch aus lernpsychologischer Sicht die Voraussetzung für kognitives Verstehen von Zusammenhängen.

Die Quellen der Wildnispädagogik sind vor allem der Erfahrungsschatz der indigenen Völker, an dem wir anknüpfen können, um so an ihrem uralten Wissen und ihren Erfahrungen teilhaben zu können. Es ist dieses Basiswissen, das zum (Über-)Leben befähigt und gleichzeitig den Menschen mit seiner eigenen Natur anfreundet. Dieses Wissen über das Leben beruht auf Vertrauen, Beobachtung und Kommunikation.

Es geht hier jedoch nicht um das harte Überlebenstraining oder den "Kick" in Extremsituationen, sondern darum, die in der Wildnis gemachten Erfahrungen in seinen Lebensalltag zu integrieren und so auch in unserer schnelllebigen und reizüberfluteten Gesellschaft für das Leben zu lernen und innere Balance und Harmonie zu finden. In der Auseinandersetzung mit der Wildnis erfahren wir auf direkte Weise, daß wir ein Teil der Natur/Wildnis sind und alle Lebensformen achten, schützen und pflegen müssen, damit wir selbst wachsen können. So erwächst durch einfaches Handeln und das Einlassen auf unbekannte Situationen kreatives Denken, Tun und Selbstsicherheit.

10. Meine Arbeit als Künstler

Einer der ersten Menschen, die frühzeitig auf die Dialektik von Naturverlust und Naturaufwertung hinwiesen, war Schiller. Er war der Auffassung, daß die Verwandlung von öder Wildnis in genutzte, beherrschte Natur eine Grundbedingung menschlicher Freiheit ist, mit der jedoch auch die Entzweiung von der Natur einhergeht, und daß es die Aufgabe des Künstlers ist, diese Entfremdung aufzuheben. Sich dieser Tätigkeit noch heute hinzugeben, mag auf den ersten Blick romantisierend und antiquiert wirken, ich denke jedoch, aufgrund meiner Ausführungen in dieser Arbeit gezeigt zu haben, daß wir ihrer heute mehr denn je bedürfen.

Meine Bilder entstehen entweder auf ausgedehnten Streifzügen durch die Natur oder während mehrtägiger Aufenthalte in der Wildnis. Dabei habe ich festgestellt, daß mir die besten Bilder immer dann gelingen, wenn ich beim Machen meinen Anspruch völlig vergesse und dadurch so sehr bei mir bin, daß ich vollkommen selbstversunken aus einem »wahren Selbst« heraus schaffen kann. Es scheint tatsächlich so zu sein, das mir der »Wille«⁵¹ bei meiner Arbeit im Weg steht, dies habe ich immer wieder schmerzlich erfahren müssen, wenn ich nach einem geglückten Bild thematisch daran anknüpfen *wollte*.

Dabei ist es vielleicht gar nicht so sehr der Zufall, auf den ich angewiesen bin, sondern eher die Offenheit dem Geschehen – der Welt – gegenüber. Und ich habe durch meine Wildniserfahrung viel dafür getan, tatsächlich offen für diese Zufälle zu sein; so wach zu sein⁵², sie auch zu *erspüren* und zulassen zu können. Und so ist es der Gedanke des Loslassens, der meine Arbeitsweise immer wieder prägt; in ihm habe ich mir jedoch offensichtlich einen der Schwierigsten Gegenstände überhaupt gesucht.

⁵¹ Noch heute höre ich schneidend das Wort *Wille* in meinem Ohr, wie es mir einer meiner Lehrer in der Wildnis wertend zurief, als es darum ging, einen Wurfstock (eine Steinzeitliche Jagdwaffe) ohne Absicht und Willen zu werfen, und den Hasen (das Abendbrot) trotzdem zu treffen. Ich konnte ihn nur verfehlen; weil ich zuviel wollte.

⁵² »Awareness« (Aufmerksamkeit, Empfindsamkeit, Wachheit) ist ein weiterer äußerst wichtiger Bestandteil der Ausbildung zum Scout, so wie sie auf für jedes Lebewesen in der Wildnis von fundamentaler Bedeutung ist, denn sie entscheidet über das Leben und Leben lassen eines jeden einzelnen.



Aus der Arbeit *Let Go*, 167 x 134 cm, digitaler C-Print

Als ich mich dem Thema des Loslassens näherte, habe ich mit der Figur des Bogenschützen noch versucht, zu programmatischen Bildern zu kommen. In der Auseinandersetzung hat mich das »Loslassen« dann aber einen entscheidenden Schritt weiter gebracht. Ich habe gemerkt, daß es mir nicht gelingt, zu planen und zu inszenieren. Jedenfalls nicht im üblichen Sinne. Und bei den Bildern, die ich suche, ist dies vielleicht auch gar nicht möglich. Natürlich mache ich in jedem meiner Bilder Eingriffe, aber sie sind nicht im Voraus planbar. Ich kann sie nicht konzipieren, sondern kann nur, wenn ich draußen bin, offen für die Situationen sein, die sich ergeben (können und könnten) um dann im richtigen Augenblick doch noch inszenierend einzugreifen. Denn es geht mir ja unter anderem darum, aus der konkreten Erfahrung heraus zu arbeiten und dadurch beim Betrachter eine bestimmte Einstellung oder Bewußtheit – eben das ungetrennt sein von der Natur/Wildnis – zu rekonstruieren. Und so erfolgt die konzeptuelle Arbeit immer erst später im Atelier.

Meinem Thema – der Wildnis – näherte ich mich über die Figur des Scouts. Dies einerseits, indem ich mich lautlos und fast unsichtbar durch den Wald bewege und so selber zum Scout werde. Andererseits mache ich auch den Rezipienten meiner Bilder zum Scout (ich

verstehe das Bild in der Galerie hier als Fenster zur Welt), denn er sieht ja die Welt aus meinem Blickwinkel. So schicke ich ihn – im besten Fall – durch meine Suche auf die Suche nach sich selbst.



Aus der Arbeit *In the woods ...*, 167 x 134 cm, digitaler C-Print

Auch im Bild selber spielt die Figur des Scouts eine wichtige Rolle, sie fungiert quasi als Mittler zwischen den Welten. So unbedeutend der Mensch als Individuum für die Wildnis sein mag, so wichtig ist seine Anwesenheit in meinen Bildern, denn nur durch sie kann sich ja die tatsächliche Wiedervereinigung mit der Wildnis vollziehen.

Und so zieht es mich immer wieder hinaus in die Wildnis, oftmals auch ohne Kamera, und ich muß gestehen, häufig liege ich dabei im Konflikt mit mir selber: soll ich fotografieren oder erleben, sein. Es ist mir schon häufig passiert, daß ich zum Fotografieren hinaus gegangen bin, um vor Ort zu merken, das es im Moment einfach nicht paßt oder das andere Dinge gerade wichtiger sind. So entscheide ich mich oftmals zu Ungunsten meiner Arbeit, aber zu Gunsten meiner Selbst für das Sein.

Ich habe in der Recherche zu dieser Arbeit viel Zeit darauf verwen-

det, mir das Wissen menschlicher Evolution und kultureller Entwicklungsgeschichte zu erarbeiten. Dies war für mich als Mensch und Künstler nötig um nachzuvollziehen, wie wir zu dem geworden sind, was wir heute sind. Nur so ist es mir möglich meine Vorstellungen auch ins Bild zu transferieren und sie dort für andere erfahrbar zu machen. Und ich denke, in diesem Sinne muß der Künstler auch Wissenschaftler sein, denn er kann den Gegenstand seines Schaffens nur dann gänzlich verstehen und vermitteln, wenn er ihn selbst auch untersucht und erfahren hat.

Ich würde sogar soweit gehen, in Bezug auf das Interesse am »wahren Selbst« zwischen Kunst, Wissenschaft und Religion keinen qualitativen Unterschied zu machen. Alle drei versuchen Welt zu erklären, sie tun dies nur auf andere Art und Weise. Und alle drei, Künstler, Wissenschaftler und Mönch sind getrieben von Weiterentwicklung und dem Wunsch nach Erkenntnis (schließlich war es die Religion, die den Menschen überhaupt dazu veranlaßte, seine ersten Bilder und Skulpturen hervorzubringen). Und so hat Kunst im weitesten Sinne immer auch etwas religiöses⁵³, und auch der Künstler kann in gewissem Sinne nur ein Gläubiger sein (an was er dabei glaubt, ist freilich oft schwer zu bestimmen), denn genau wie der Mönch befindet sich auch der Künstler auf einer Suche – im weitesten Sinne auf der Suche nach sich Selbst⁵⁴ und einer Erklärung der Welt. Und so, wie im Größten immer auch das Kleinste enthalten ist, ergibt sich die Erklärung der Welt mit dem Finden des eigenen Selbst, oder vielleicht: mit dem Finden des eigenen Selbst erübrigt sich die Suche nach einer Erklärung der Welt. Ob man dieses „Ziel“ zu Lebzeiten jemals erreicht, bleibt für mich fraglich. Auf jeden Fall ist – wie immer – auch hier der Weg das Ziel, und, wenn man angekommen ist (wann immer das auch sein mag), werden alle Fragen überflüssig.

⁵³ Wenn z. B. Gursky gefüllte Prada-Regale in seinen Bildern zeigt, dann zollt dies nur der Tatsache Tribut, daß Geld und materieller Besitz den Platz der Götter von einst eingenommen haben. Das heißt jedoch nicht, daß heutige Menschen weniger religiös sind. Dies zeigt sich deutlich in der Verehrung (Anbetung!) von Film- und Popstars oder der Vergötterung bestimmter Markenprodukte, die ganz deutlich religiöse Züge tragen. Hängte man sich früher ein Bildnis der Jungfrau Maria auf, tut man dies heute mit Madonna(!) oder Britney Spears. Die Art der religiösen Erfahrung ist damals wie heute eine ähnliche.

⁵⁴ Otto Meyer Amden schrieb einmal zur Religiosität des Künstlers: „Wenn der tätige Künstler an seine unwillkürliche innere Bewegung glaubt, so ist dies ein religiöses Teil; könnte er [...] sie irgendwie lebendig-bewußt nach außen darstellen, so würde er ein religiöses darstellen, ein heiliges, göttliches, – Götter.“

Nachwort

Die Menschheit hat in den letzten Jahrzehnten die Mittel für einen immensen technischen Fortschritt entwickelt, damit aber auch die, sich selber in die Luft zu jagen. Die Ausbeutung unseres Planeten beschleunigt sich in einem Maße, bei dem die Erde nicht mehr lange mithalten kann. So kann es nicht einmal die nächsten einhundert Jahre weitergehen. Es gibt immer noch Menschen, die wider besseres Wissen vor diesen Tatsachen die Augen verschließen, obwohl die Anzeichen dafür überdeutlich sind. Hunger, Umweltverschmutzung und Vernichtungstechnologien sind auf dem Vormarsch, während Anbauflächen, die Nahrungsvorräte der Ozeane und die Fähigkeit unserer Umwelt, die steigenden Mengen unseres Abfalls zu absorbieren, im Schwinden begriffen sind.

Wir könnten aus unserem selbstzerstörerischen Verhalten in der Vergangenheit lernen, jedoch weigern sich viele Menschen aus egoistischem Profitinteresse, purer Unwissenheit oder anezogener Blindheit heraus, zu verstehen und wirklich zu sehen. Eine noch größere Zahl von Menschen ist zu sehr mit ihrem Kampf ums Überleben beschäftigt, als daß sie es sich leisten könnte, die Folgen ihres Handelns abzuwägen. Und so werden die Angriffe auf unsere Umwelt täglich fortgesetzt.

Sich hier mit den Prinzipien der Wildnis auseinanderzusetzen und von ihr zu lernen kann, wie ich finde, ein Weg sein, unseren immensen momentanen Problemen zu begegnen. Warum also nicht die von Young beschriebene »einheimische Geisteshaltung« beim Menschen wieder aktivieren. Und warum nicht diesen Geist einsetzen, um Wege zu finden, das Land um uns zu heilen. Wir könnten so die Vision einer gesunden Erde in uns aufrecht erhalten. Und wir könnten unsere Kinder Dinge über eine gesunde Natur/Wildnis lehren, damit sie sie später zum Wohle der Gesellschaft *und* der Erde einsetzen können. Meiner Meinung nach ist es unsere Aufgabe, als *Hüter* dieser Erde, den Ort zu *kennen*, den wir Zuhause nennen. Ihn von allen Seiten gut zu kennen, so daß wir Verständnis haben und die richtigen Entscheidungen über unsere Umgebung treffen können.

Ich habe in meiner Arbeit gezeigt, daß dem Menschen in der Natur keine Sonderrolle zukommt. Selbst für des Menschen höchste Güter – Sprache, Kunst und Landwirtschaft – ja sogar für die niederen

Triebe wie Umweltzerstörung, Fremdenfeindlichkeit und Genozid gibt es Vorläufer im Tierreich. Was wir dem Rest der Schöpfung jedoch voraus haben ist die Tatsache, daß es im Gegensatz zu unseren tierischen Verwandten in unserer Hand liegt, was wir aus uns und unserer Umwelt machen.

Um unser Fortbestehen auf diesem Planeten zu sichern, müssen wir keine neuen Technologien entwickeln. Wir brauchen nur mehr Regierungen und Organisationen, die viel mehr der naheliegenden Dinge umsetzen, die so vielen Menschen schon klar geworden sind. Vor allem aber brauchen wir eine Steigerung der Bewußtheit eines jeden Einzelnen, um im Kampf um die Durchführung dieser Dinge gegen die Regierungen und Organisationen, die sich nicht bewegen wollen, zu bestehen. Das Studium der Wildnis, welches auf vielerlei Art und Weise möglich ist, kann hierzu einen immensen Beitrag leisten, wenn wir es schaffen einmal alle festgefahrenen Vorstellungen über Bord zu werfen und die Wildnis als Lehrerin zu akzeptieren. Dazu braucht es gar nicht so viel, wie man im ersten Moment meinen könnte. Für den Anfang reicht es schon aus, wenn man sich ein paar Butterbrote schmiert, eine Flasche Wasser einpackt, sich an den Stadtrand begibt, und von dort aus immer geradeaus läuft.

Literatur- und Mediennachweise

- Saxton Pope, *Jagen mit Pfeil und Bogen*, Verlag Robin-Sport, 1985
- Jared Diamond (I), *Arm und Reich. Die Schicksale menschlicher Gesellschaften*, Fischer Taschenbuch Verlag GmbH, Frankfurt/Main 1999
- Jared Diamond (II), *Der dritte Schimpanse. Evolution und Zukunft des Menschen*, Fischer Taschenbuchverlag GmbH, Frankfurt/Main 1998
- Hans-Joachim Maaz, *Der Lilith-Komplex – Die dunklen Seiten der Mütterlichkeit*, Verlag C. H. Beck, München 2003
- J.J. Rousseau, *Abhandlung über den Ursprung und die Grundlagen der Ungleichheit unter den Menschen*, Philipp Reclam jun. GmbH & Co., Stuttgart 1998
- H.D. Thoreau, *Walden oder Leben in den Wäldern*, Diogenes Verlag AG, Zürich 1979
- Tom Brown, Jr., William J. Watkins: *Der Fährtsucher*, Scherz Verlag, München 1985
- Tom Brown, Jr. (I), *„Großvater“ ein Leben für die Wildnis*, Ansata-Verlag, Interlaken 1994
- Tom Brown, Jr. (II), *Friedvolle Krieger der Wildnis*, Ansata-Verlag, Interlaken 1996
- du, Heft Nr. 726, *Wildnis. Letzte freie Plätze*, Tamedia AG, Zürich 2002
- Michael Krüger (Herausg.): *Akzente, ein Reader aus fünfzig Jahren*, Carl Hanser Verlag, München und Wien 2003
- Craig & Damen Foster, *The Great Dance*, Aardvark Pictures / Earthwise / Liquid Pictures / Off The Fence, 2000
- Jack Leustig, *500 Nations, Die Geschichte der Indianer*, TIG / Pathway Productions, 1994
- Jon Young, *Zu Hause in der Natur*, 12 Audio-CD's, Übersetzung von Wolfgang Peham, 2003
